
Main Lib.



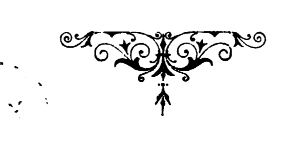
Im Gau der Varisker.

Schildereien
aus dem Egerland

von

Alois John.

Im Selbstverlage des Verfassers.



1888.

Druck von Hans Feller in Karlsbad.

Inhalt

I.

Vorfrühling.

Am Fichtelgebirge schmilzt der Schnee.

An den wild gelagerten Granitmassen und weiter fort an den waldigen Hängen des Oberkunreuther und Soos-Waldes sinken die Schneemassen nieder; ein Sickern, Rieseln und Rauschen hebt an, als wäre die Erde lebendig geworden, und während ein feuchter Westwind vom Hohenberger Passe herein in das Land schnaubt und dumpf an den hohen Pappelbäumen der Straßen hinorgelt, hebt sich die dampfende Erde urweltlich mit ihren triefenden Tannenwäldern dem herrlichen Lichtgotte Balder entgegen, der schon seine frohen Boten sendet, um die winterlichen Reif- und Frostriesen zu vertreiben.

Ein singender Ton klingt durch die graue Eisdecke der Eger, es kracht und prasselt im winterlich verschneiten Waldthal, in einer Nacht aber sprengt es die beengende Decke und, siegreich den tollen, wildversprengten Schollenzug des Eises vor sich hertreibend, tritt die schwarzbraune Fluth über die Ufer.

Steht man an einem solchen Vorfrühlingstage auf einer der Höhen, etwa am Spittelberg, oder auf der Höhe von St. Anna, so hat man ein urweltliches Bild des Egerlandes vor sich.

Die weiten Flußthäler der Egerspalte, die flachen Wiesengründe des inneren Thalkessels, die weit sich dehnenden Moorwiesen bei Franzensbad sind von Wassermassen überstanden. Noch blinken weiß und glänzend von den tiefblauen Randgebirgen letzte Schneereste herein; aus der Tiefe des Egerthales tosen neun oder zehn Waldbäche über die rothbraunen Phyllitfelsen nieder, eine dumpfe warme Backofenluft weht feuchtschwer durch das triefende nasse Land, rüttelt das schwere Geäst, streicht durch die Wälder,

wo mit dumpfem Schlage die Schneemassen von den Tannenzweigen fallen; eine graue Wolkenschicht verdeckt noch den Himmel, durch den die junge wachsende Sonne mit gleißendem Silberschein brechen will, und in dies dumpfe, brausende, lauschende, ahnende Vorfrühlingsbild träufelt leise Regen nieder.

Das sind jene Februar- und Märztage, wo zuweilen grelle Sonnenstreifen durch die staubgrauen Fensterscheiben fliegen, die Frühlingsstürme in den Kaminen verheißungsvoll sausen und erste Lenzesahnungen sich freudig in der Seele regen. Jetzt beginnt die herrliche Sturm- und Drangzeit, aus der der junge Lichtgott siegreich hervorgeht. Wochenlang hält wiederkehrender Schnee und Frost das Land umklammert, tagelang stürzen elementare Regengüsse auf dasselbe nieder, während die Frühlingsstürme brausen und stöhnen; — dräuendes Massengewölk zieht über St. Anna herein, das sich in lustigem Schneetreiben entlädt oder in blauschwarzen Wänden an den Seiten des Horizontes düster herumsteht. Lustig lacht dann nach solchen rasch hinweggefegten Schneeschauern das Blau des Himmels glänzend und verheißend herein, wie nach einem übermüthig vollbrachten Streiche, als gelte es einen fröhlichen Wettkampf. Langsam braust es sich aus. Noch tosen die Waldbäche im Thal, vermengt mit dem Rauschen des Wehrs, dem Knirschen, Aechzen und Schnaufen der Eisschollen, die an den hölzernen Brückenpfeilern sich brechen; noch hängen an den schmutzigen Erlenzweigen und schollenbenagten Baumrinden letzte Eisstücke oder liegen weit in der Flußwiese zerstreut; geht man am Flußufer entlang, so wittert naßkalter Dampf aus den aufgewühlten, versandeten, mit Geröll und Schutt überdeckten Waldwegen; in dumpfer Erwartung steht starr der aufhorchende Tannenwald, — aber schon klingt süß und schüchtern aus dem tieferen Wald erster lieber Lockruf heimgekehrter Vögel; die ersten Staare sind angekommen und haben die alten Nistkästchen am Birkenstamm bezogen. Lerchen und Bachstelzen schwirren durch's nackte, kahle, flimmernde Gesträuch oder fallen in Schwärmen auf die Pappelzweige nieder. Der feine Ton der Meise erklingt und vom Kieferast üben der muntere Fink, die Amsel und Drossel ihre alte Weise. In den Gärten der Rahm, unter den alten Schanzen, um den grauen verwitterten Thorthurm, unter den Eschen des Schloßgartens regt es sich. Und mitten in

diesem süßen Geschmätz reißt auf einmal die schwere graue nordische Wolkenschicht — wehender Glanz des Himmels fliegt jauchzend herein, jäh, heiß, strahlend, überwältigend, siegreich — während liebevoll besänftigend ein duftiges Blau milde dazu tritt; Duftgewölk hebt sich langsam am Himmel auf, herrlich, glänzend, wie ein großer, siegender Gedanke; in stiller, starrer Majestät zieht es selig hin, während die erdige fahlbraune Frühlingslandschaft mit trunkenem Blick ihm sehrend nachsinnt.

Herrliche Tage beginnen. Der Thalkessel, schneebefreit, von Stürmen aufgerüttelt, von Regenmassen überfluthet, zeigt nun erste Regungen neuen Lebens. Unter warmem Sonnenblick quillt der gährende Saft — schon stehen die knorrigen Pappeln des Egerthales in carminrother Blüthenzier, erste gelbe Blättchen dringen harzduftend aus den Zweigen, die Sahlweide, die Erlenkätzchen neigen sich tief in die blaue, besänftigte Fluth und streuen gelben Blüthenstaub aus; vom Hügel schaut der gelbe Hartriegel herein und die graziöse Birke wiegt sich anmuthig in der milden, lauen Luft. Die dampfende, in feuchtem Dunst gährende Urweltlandschaft belebt sich — die nassen sickernden Furchen der Ackerfelder sind dürr und braun geworden, die fahlen, gelben Wiesengründe überfließen grüne Streifen und aus den Saatfeldern steigt jauchzend die Lerche auf.

Eine Feierstille liegt über dem Thalkessel — ein heiliges liebevolles Schweigen brütet über diesen süßen Anfängen des Werdens. Wie herrlich steht der Wald! Wie ein Riese nach vollbrachtem Kampfe reckt er die steifen Arme, und von der Sonne durchleuchtet wiegt er die Wipfel und zottigen Zweige — violett flimmern die Lärchenwälder, goldgelb die Pappelzweige und weithin leuchtet der weiße Schaft der Birken. Verstummt sind längst die Waldbäche, die Kastanien setzen pechglänzende Knospen an, der Schlehdorn blüht wirr, flockig, strudelig an den Abhängen des Egerthales, in zierlichen Spiralen windet sich das Farrenkraut hinter dem feuchtkühlen ummoosten Felsen herauf, aus dem klebrig braunen Blätterboden der Buchen und Eichen bricht keusch die weiße Anemone oder mengt sich fröhlich in das saftige Grün der Wiese, wo schon Caltha palustris ihre gelben Blüthen und strotzenden Blätter breitet. Noch tosen als letzte Wintergrüße Aprilschneeschauer jach und in Streifen über die junge, bräutliche,

erwachende Erde, aber siegreich schreitet das Grün vorwärts, es umkleidet Feld und Wiese, es schmiegt sich zärtlich um den einsamen Basaltblock und die silbergraue wettergeröthete Phyllitwand. An den Stadtmauern, den Schanzen und Basteien klimmt es hinauf bis zum alten Burgthurm, ruht hier auf grünen Sammtpölstern aus und schaut lächelnd auf die alte, schnatternde, ziegelrothe, rußschwarze, qualmende und dampfende Stadt.

Es schweigen die Stürme. Milde wallen im beruhigten Bette die tiefblauen Ströme durch das kleine Land; herrlich und stolz grüßt der blaue Kaiserwald, der Dillen, der Kapellenberg herein. Zu satter Farbenfreude ist das erdige Land erwacht. Aus ihm glänzen wie niedliches Geschmeide die Gehöfte auf mit ihrem rothen Fachwerkbau, hier ein rothes Ziegeldach, eine weiße Wand, ein helles Fenster, dort ein von blühenden Apfelbäumen umstandener Einödshof, ein bemoostes Schindeldach, der helle Knauf eines Kirchthurms.

Ein Athem der Liebe weht würzig und lau über das Ganze, läßt die Wälder ahnungsvoll aufschauern, wiegt kosend die ersten Frühlingsblüthen hin und her und wirft Wellenkämme über die Teiche. Im tieferen Flachland schreitet der Pflüger durch die Furchen, Erdgeruch aufregend; eine wundersame Ruhe und Einsamkeit brütet über dem Lande, nur unterbrochen vom fernher klingenden Getöse der Stadt, dem knarrenden Fuhrwerk der Landstraße oder dem krächzenden Schrei eines Waldvogels, der sich gelassen über das Waldthal schwingt.

Es ist Frühling geworden im Lande. Auf einsamer Höhe, am Waldrande, unter dem knorrig ausladenden Astwerk einer Kiefer schaut man dann gerne nieder auf den lieben Gau der Heimat. Aus wüster Urweltlandschaft, aus Frühlingsstürmen, Eis und Frostzwang hob er sich langsam empor, im heißen Kuß des Sonnengottes, im lauen Athem seines Mundes trocknete, grünte und blühte er auf und liegt nun mit seinen Wäldern, Flüssen, Teichen, Wiesen, Dörfern und Randhöhen schmuck, keusch und schön im wehenden Glanz des blauen, wolkenlosen Himmels.

Winterstürme wichen — — im milden Lichte leuchtet der Lenz — von Ast zu Ast klingt die frohe Botschaft und selig schreitet man tiefere Pfade des einsamen Waldes.

II.

Im Wondrebthale.

Eine Frühlingswanderung.

Ein erster Frühlingstag! Aus den Nebeldünsten des Morgens rang er sich langsam auf und liegt nun rein und hell, warm und sonnig über der erdigen starren Frühlingslandschaft. Gegen Mittag hebt sich ein lauer Ostwind. Weißes Duftgewölk lagert anmuthig und kokett an den Seiten des Horizontes, wie Engel auf den Heiligenbildern alter Meister, die staunend einem großen Geheimniß, einem heiligen Mysterium zu lauschen scheinen. Wir aber haben alter Wanderlust folgend und froh des überstandenen nordischen Winters uns aus unserem Gehäus aufgemacht, der Bücherei für heute Valet gesagt und ziehen mit dem Fernglas und einer burschikosen Scheffelstimmung ausgerüstet aus der Stadt. Unser Ziel ist heute das Wondrebthal — historisch, geologisch und literarisch interessant, verhältnißmäßig wenig gekannt und doch schön, doppelt schön, wenn es noch im schmucken keuschen Frühlingsgewande daliegt mit seinen rauschenden Wassern, seinen einsamen Wäldern und wasserdurchstandenen Wiesenkesseln. Frühlingsfroh ziehen wir auf der trockenen tennenharten Straße. Vor uns liegt der tiefblaue Dillenberg, dem letzte Schneereste noch weiß und hell die Waldränder umsäumen. Wir steigen zu der uralten Wendensiedlnng Pograth nieder, die heute mit ihren von einem imposanten Schloßthurm überragten Wirthschaftsgehöften den Anblick einer stillen, friedsamen, deutschen Dorfidylle bietet. Eine Feiertagsstille liegt über dem Ort, die Hähne krähen, die Tauben sonnen sich an den Giebeln der Schindeldächer, Gärten und Anger stehen verlassen, die Fliederstauden prangen im Grün erster Triebe und vor den Nistkästen der Staare, die an dem noch kahlen Geäst der Bäume hängen, dringen feine hohe Stimmen über das schläfrige, müde, in der Frühlingssonne daliegende Dorf. Die Wiesen sind noch durchsumpft, in den Bächen treiben sich im spielenden Licht der Sonne geschmeidige Molche, Schwimmkäfer ziehen ihre Kreise

und im warmen Teichschlamm, aus dem das grüne Schlangenkraut seine spitzgewundenen Blätter drängt, regt sich behaglich ein neu erwachendes Leben.

Wir gehen am Feldrain hin, dem Walde zu. Hier geht es in's eigentliche Wondrebthal nieder, erst am Waldsaum entlang, dann über fahlbraune gelbe Wiesengründe, bis endlich der helle, weiße, flimmernde Gischt durch die rothbraunen Kieferstämme heraufgleißt und das kräftige Tosen und Rauschen des Flusses erschallt, der hier seine Wasser träg über alte Basalte wälzt.

Eine einsame weltferne Stelle! Wir stehen in einem fahlbraunen Wiesengrunde, vom schweigsamen Walde umgeben, eintönig rauscht der Fluß, auf der Höhe zeigt sich das zierliche nette Gehäus von St. Loretto mit seinen baumumstandenen weißen Häusern und rothem Kirchthurmdach, rechts davon der schwarze runde Feudalthurm von Kinsberg, der wie ein düsterer Gedanke in den lachenden Frühling hineinragt — das Ganze ein zierliches, nettes, an Boucher gemahnendes Bild, über das der sonnigblaue Gipfel des Dillenberges grüßend hereinnickt.

Wir gehen am Ufer hin und lauschen dem kräftigen Wellenschlage der kleinen Wondreb. Keine Romantik umsäumt ihre einsamen Ufer; stille Waldwiesen, feuchte Gründe durchzieht sie, durch weite fruchtbare Wiesenkessel streicht sie friedlich hin, ein Dorf, ein einsamer Weiler, die stolzen Thürme einer Klosterkirche, ein Burgthurm schauen von niederen Höhenzügen grüßend nieder und nur der Wald, dichte Erlenbüsche und wilde Steinmassen netzen und spiegeln sich in ihren Wässern, über die friedliche Holzstege führen. Selten, daß sie Mühlen treibt und Wasserräder im Schwunge dreht. Im Frühling, wenn der Schnee schmilzt, tritt sie über die Ufer und setzt dann weite Thalkessel und Wiesengründe unter Wasser. An die Melancholie und Einsamkeit, die Fruchtbarkeit, das „vischreich vazzer", wie es in einem historischen Lied von der „wundrewe" (Wondreb) heißt, knüpft auch die alte Rodung und Reutung an. Gern folgte der Deutsche in seinen Siedlungen solchen stillen, einsamen Flüßen, in die sich Erlenbüsche neigen oder an die der Wald wie zum Schutze herantritt. Schon im XII. Jahrhundert begegnen wir jenen ehrwürdigen Dorfnamen auf „reut": Poppinreut (1185), Chunrewt (Konreut, 1135), Gundereben (Wondreb, 1143) und drüben an der Nab: Durfinruit

(Türschenreut, 1143), der Geburtsort des Germanisten Andreas Schmeller. Zu diesen Dorfnamen kommt ca. 1130 die „Cella Waltsassen“, das Kloster Waldsassen im breiten, fruchtbaren Wiesenkessel des Wondrebthales, einst ein Centrum der Cultur am alten Nordgau, der Mittelpunkt eines reichen Stiftsgebietes, das im Egerland und der Schönbacher Gegend roden und reuten ließ und dessen Besitz bis weit hinein nach Böhmen reichte. 1185 meldet die Urkunde Hundisbach (Hundsbach), das erste bayerische Grenzdorf, endlich ca. 1132 Sloppan (Schloppa) und Pograth, den Ausgangspunkt unserer Wanderung, das uns an die slavische Siedlung im Lande erinnert.

Auch geologisch interessant ist dieses Thal. Hier berühren sich im Urthonschiefer die geologischen Formationen des phyllithältigen Dillen- und Grünberges; „auf eingesperrte, ruhige Wasser“, um Goethe'sche Worte zu gebrauchen, deuten die Wiesenkessel bei Waldsassen und Pograth, und nur wenige Schritte in den Wald hinein bedarf es, so stehen wir vor der merkwürdigen, so wenig gekannten Basaltstelle im Lande. Von der Höhe herein in wilder Unordnung liegen hier kolossale Basaltmassen chaotisch durcheinandergeworfen, feierlich vom ernsten Tann umstanden, während ein Strahl der Sonne gespenstisch über diese uralten, feurigen Kampfzeugen der Natur spielt — das Bild einer düsteren Opferstätte, wie drüben am Dillenberge oder im Fichtelgebirge, melancholisch belebt von dem Sang eines einsamen Waldvogels und erhellt von dem gleißenden Reflexschein, den der in der Nachmittagssonne glänzende Fluß durch die Baumstämme hinaufwirft. Seltsame Moosarten haben diese uralten „Feuer- und Glutspuren“ der Natur dicht mit grünen Polstern umkleidet. Feuchtkühl weht es aus den Klüften und Runsen herfür; Eisreste und Schneehüllen athmen noch Kälte aus, während üppige Farrenkräuter über das feuchte Moos sich behaglich hinbreiten. Es ist eine seltsame Stelle, von düster ernsten Reizen durchbrütet, an alte Zeiten gemahnend, eine stumme Frage der Natur.

Heller Sonnenschein, der durch die Bäume bricht, führt uns schnell in die Gegenwart zurück, und der große Fabriksbau von Schloppenhof versetzt uns vollends in das moderne Leben. Wir gehen an dem Gebäude und seinem hohen Kamin vorbei. Ein hölzerner schwankender Steg führt über die Wondreb zur Höhe

von Kinsberg hinauf. Frisch und kräftig streicht hier nach dem einsamen melancholischen Waldthal die herbe Frühlingsluft, warm brennt die Sonne, Erdgeruch dampft kräftig her aus den trockenen Ackerschollen; den tieferen Gründen entsteigt die Lerche; in lichter Bläue glänzt der Himmel und von fernerem Lande und den blauen Berghöhen nieder schimmern vielfach Gehöfte auf. Steil geht es nun nieder in's Mugelthal, einem vom Dillen kommenden Flüßchen, das in tiefer Schlucht sich hier herumwindet und an seinen Ufern und Berglehnen die Hütten und Gehöfte des Dorfes Kinsberg trägt, während auf steiler Höhe das Schloß sich hebt.

Es ist ein imposanter Anblick, wenn man das schmale, enge Dorfgäßchen hinaufgeklommen ist und sich plötzlich unter einer hölzernen Zugbrücke sieht, rechts uralte knorrige Kiefer hereinwanken und endlich das stattliche Schloß auftaucht, das mit Zinnen und Wetterfahnen sich um den Fuß eines düsteren, schwarzen Rundthurmes schmiegt. Wir stehen da vor einem der ältesten Baudenkmäler des Landes, ebenso räthselhaft in seiner Entstehung, wie der Lavathurm von Eger. Goethe, dessen Spuren wir ja mit unserer heutigen Wanderung nachgehen (er war am 26. Juli 1822 hier; siehe „Fahrt nach Pograth") erweist ihm große Ehre und nennt ihn „eines der schönsten architektonischen Monumente und gewiß aus den besten römischen Zeiten, eine prächtige toskanische Kolossalsäule" und sagt bewundernd: „Stünde dieser Thurm in Trier, so würde man ihn unter die vorzüglichsten dortigen Alterthümer rechnen; stünde er in der Nähe von Rom, so würde man auch zu ihm wallfahrten."

Das Schloß selbst erscheint zuerst 1217 in der Urkunde unter einem Heinrich von Kinsberg. Mannigfache Schicksale sind über den düsteren Rundthurm hinweggezogen, der so gewaltig auf uns niederdräut. Jetzt, wo das Schloß zu seinen Füßen neu und gefällig, fast zu modern hergestellt ist (1884/5), erscheint er uns fast fremd. Wir gehen über die hölzerne Zugbrücke und treten durch das imposante Thor in den sonnigen Burgfrieden ein. Vom warmen Kies springen wedelnd die Hunde auf. Das Schloß ist im Privatbesitz und birgt weder Alterthümer, noch Sehenswürdigkeiten. Der alte Rittersitz ist zu einem stattlichen Sommerheim geworden, das nur selten fremde Gäste sieht, und

doch eine Wartburg des Egerlandes ist, die den Freund der Geschichte immer wieder anzieht. Vergebens ladet eine Sage oder eine Rittergestalt zu einem jener feuchtfröhlichen historischen Gesänge, wie sie Scheffel so trefflich gelungen. Doch gedenken wir seiner Hohentwiel-Fahrten im kühlen Schatten der nahen Bräuhausschenke. Da trinkt sich's gut, wenn der Frühlingsabend sonnig und warm auf dem Platz vor uns liegt, das Schloß glänzend und weiß in der Sonne glüht und der schwarze Thurm seine Schatten schräg über den Schloßgarten wirft, wo vom knospenden Gesträuch und der uralten knorrigen Linde die Staare pfeifen.

Noch einen Blick werfen wir in die offen stehende Kirche und wandern dann die Dorfstraße hinunter. Friedsam liegt das Dorf, schon kündet eine Ziehharmonika, die aus einem Gehöfte tönt, nahenden Feierabend und abendlich qualmt es bereits aus den Schlöten. Wir aber steigen den Hügel nach Loretto hinan, vorbei an den frischlackirten Kreuzwegstatuen, die Goethe so ausführlich beschreibt. Wir können nur die schönen Haltungen, den anmuthigen Faltenwurf der leidtragenden Frauen bewundern, während die römischen Krieger nur mehr als Zerrbilder erscheinen. Endlich sind wir auf der Höhe von St. Loretto, ähnlich wie Maria-Kulm ein Wallfahrtsort des Egerlandes. Zierlich und nett ist alles hier oben: das Volksschulgebäude, der Kirchthurm roth und weiß, die Kirche .... alles „schaut munter in der Gegend umher“. Ein Kirchhof mit alten verrosteten Grabkreuzen liegt friedlich daneben. Noch einmal genießen wir den Rundblick. Links zu Füßen, schon in Dunkel getaucht, liegt das Dorf und qualmt friedlich aus allen seinen Schlöten zum imposanten Schloß und Burgthurm empor, dessen einsame Höhe noch ein letzter Strahl der Abendsonne mit röthlich trübem Lichte vergoldet — ein rechtes mittelalterliches Feudalbild.

Die Wälder im Westen verschwimmen ganz im Silbergrau, St. Anna taucht daraus hervor, wie eine schwarze Arche, und am Horizont ragt gespenstig mit zwei spitzen Thürmen die Kappel auf. Vor uns halb versteckt grüßen von schwarzem Rauchqualm umflogen die Thürme von Eger. Zu Füßen liegt das Wondrebthal, das wir heute durchwandert, und vom tieferen Flachland her glänzen noch Höfe und rothe Dächer auf in der sinkenden Sonne.

Scharf weht die Ostluft. Ein rosiger Dunst, der allmälig in kalte violette Töne übergeht, flammt am Horizonte auf, die Sterne glänzen schimmernd in dieser Feuerlohe. Vom Kaiserwald wallt langsam der Vollmond empor und sein wachsender Glanz leuchtet dem nächtlichen Heimweg.



III.

Franzensbad.

Ein Saisonbild.

Wie ein froher, lachender Gedanke liegt Franzensbad in der träumerisch stillen Frühlingslandschaft. Seine rothen Ziegeldächer, seine weißen Häuserwände blitzen durch die noch schütteren Bäume des Parkes und leuchten fröhlich in's Land hinaus. Sei gegrüßt, du nettes Aschenbrödel unseres Gaues, du gute heimatliche Quellennymphe, die nun von der Frühlingssonne zu einem vornehmen, rauschenden Leben wachgeküßt wird.

Schon wehen die Birken im Loimann'schen Park mit ihren langen grünen Haaren, schon stehen die Kastanien in der leuchtenden Goldpracht strotzender Knospen, ein süßes Weben fliegt von Ast zu Ast — da regt es sich in den winterschläfrigen Gassen der Badestadt. Die grünen Fensterläden fliegen auf, der Frühlingswind streicht durch die dumpfen Räume und weht die weißen Vorhänge hin und her; Straßen und Alleen werden besandet und die letzten Spuren des Winters fallen: die grünen Reiser, mit denen man die Bosquets schützte, die hölzernen Umrahmungen der Statuen, die verwundert in das erwachte Frühlingsleben schauen. Die Kolonnaden thun sich auf, in den Läden breiten die Kaufleute ihre zierliche Waare aus und hie und da rollt auch schon ein elegantes Cab durch die schweigsame Straßenzeile. Und immer üppiger begrünen sich die melancholischen Birkenwälder, die auf schwankem Moorgrund wurzeln, immer voller werden die Parks und Anlagen. Der ganze Apparat der Badestadt ist in Thätigkeit. Moorwägen rollen auf Eisenschienen den Badehäusern zu und die hohen Schlöte dampfen majestätisch in den frühlingshellen Morgen hinein.

Eines Tages aber schmettert die Badekapelle durch einen brausenden Eröffnungstusch den letzten Rest süßer Versunkenheit hinweg, die Brunnenweihe ist vorbei, die heiligen Quellen fluthen und schäumen wieder geheimnißvoll aus der Tiefe herauf. Am

Brunnenrand stehen becherfüllend die Brunnenmädchen und die ersten Badegäste wandeln die Alleen hinab. Die „Saison“ hat begonnen, jeder Bahnzug bringt neue Gäste, die erste Kurliste ist erschienen. Es sind schöne, hoffnungsfrohe, erwartungsfreudige Maitage.

Um diese Zeit enden die großen Frühlingsrennen in den Hauptstädten Europas, in der Wiener Freudenau, im Bois de Boulogne, in Epsom ꝛc. Vorbei ist wieder einmal die Wintercampagne. Die Palais veröden. Müde der großstädtischen Freuden, flüchtet man auf die Landgüter, an's Seegestade, in die Modebäder. Und so kommt denn von der großen Menschenwelle, die in diesen Tagen aufbricht und der die übrige touristische Menschheit in einigen Monaten nachfolgt, die erste in unseren stillen Thalkessel.

Es sind reizende Tage, diese Mai- und Junitage, voll idyllischer Anmuth, einer wohlthätigen Ruhe. Die starre, herbe Keuschheit des Frühlings wirkt nach dem Staub und Lärmgetöse der Großstadt wahrhaft paradiesisch. Und dann der stille Zauber des Landes, die tiefe, freudige Farbenpracht der Wälder, die wonnige Zeit der Blüthe und die jauchzenden Frühlingsgewitter, die oft elementar über das breite Flachland brausen! Zu bald nur enden diese bescheidenen Anfänge.

Wenn die Juli- und Augustsonne mit ihren heißen Strahlen den Thalkessel umfängt, dann vollzieht sich der bekannte Wechsel: aus der schüchtern auflauschenden, im Dialect redenden Quellennymphe ist plötzlich eine große, welterfahrene Dame geworden, die es versteht, ihr Haus zu machen und eine anspruchsvolle internationale Gesellschaft mit Anmuth und Grazie zu unterhalten. Ein schwungvoller Cultus der Rosen leitet diese Epoche ein, dann folgen Concerte, Vorlesungen, Recitationen, Quartetts, Reunionen, Zigeunerkapellen, Serenaden, kleine Fackelzüge u. s. w. In den Straßen, unter den Schauläden der Kolonnade, in den melancholischen moorathmenden Birkenwäldern, unter dem kühlen Schatten alter Lindenbäume, um die säulengetragenen Brunnentempel schwärmt und wimmelt es; zwischendurch rollen staubaufwirbelnd die eleganten Cabs. Das Saisonbild weitet sich, es wird voller, üppiger, die Gesellschaft bunter und reicher, die Toiletten gewagter. Alles aber umfängt der milde, wehende Glanz des sommerlichen Himmels.

Ein Tag aus dem Leben der Hochsaison bietet bei aller Buntheit eine gewisse Einförmigkeit.

Der Vormittag gehört den Quellen und den Badehäusern. Eine träge üppige Morgenruhe brütet in den sonnenglühenden Gassen, über den weiten Plätzen. Ueberall Friede, Ruhe, behagliche Muße; Genrebilder idyllischster Art: die frühstückende Familie, die elegante Dame im Negligée, briefschreibend an den Gatten, der noch im Staub der Großstadt ächzt.

Die Vögel zwitschern von den Bäumen, der Morgenwind weht auf, man hört vom Theater den Chor für die abendliche Operette herüber singen. Eine liebe bekannte Weise flattert hie und da von weinumrankten Balkonen nieder. In den Badesälen harrt und drängt die Menge.

Gewandte Mädchen rüsten die breiigen Moorbäder, die kohlensäureschäumenden Schwarz'schen Bäder. Die Alleen sind leer, die Plätze sind verödet, die Loimannschen Parkanlagen verlassen. Hier wogt das hohe Gras im Winde, schwermüthig wiegen sich die weißschäftigen Birken, ein fauler Duft entsteigt dem stellenweise ockerrothen Boden und schwarzen Moortümpeln, an dessen Rändern weiße Auswitterungen aufblühen. Und plötzlich theilen sich die Stämme — sonnenumflogen liegt es da, von stillen Waldhöhen eingefaßt der Stolz und der Ruhm der Stadt: das Franzensbader Moor, ein verwesender, halb verkohlter Urwald, durch den die heilbringenden Quellen heraufdringen. Der Boden ist schwarz, bräunliche Baumwurzeln dringen heraus und schlingen sich über die Wege und ab und zu rollen die Moorwägen in die Sonnengluth hinaus.

Da läuten die Mittagsglocken von den nahen Dörfern. Noch immer hält die Stadt schläfrige Ruhe. Erst die Nachmittage sind lebendiger und der Geselligkeit geweiht. Unter den schattigen Kastanien des Parks sammelt man sich vollzählig, die Badekapelle schmettert, das Kaffeegeschirr klirrt und nette in Egerländer Tracht gekleidete Mädchen durchstreifen dienstfertig die Menge. Unter dem Bronzebild des Habsburgers aber wimmelt es von blendenden Toiletten; der ansehnliche Korso zieht sich schließlich die Kaiserstraße hinab und lagert in bunten Farben, becherschlürfend und der Musik lauschend auf dem weiten Platz, der von der Freitreppe des Kursaales, den Kolonaden und der Franzensquelle gebildet wird. Eine

uralte breitästige Linde ragt in das buntbewegte Bild hinein, der Himmel spannt sein schönstes Blau darüber aus.

Doch schon fallen die Lichtwellen immer schräger herein, ein rosiger Dunst dämmert auf über den Birkenwäldchen und die laue Sommernacht senkt sich über die stillen Gassen der Badestadt. Noch einige Stunden im Theater, in den glänzend erleuchteten Speisesälen, im Konzert oder in dem von der Lampe erhellten Hausgärtchen und das Bad ist in Schlaf gesunken. Kein Laut tönt mehr in den nachtenden Straßen, nur der Mond steigt jetzt groß und herrlich auf vom Kaiserwald, wallt langsam herauf über die feuchten nebelglänzenden Wiesengründe und tritt seine stille Wacht an.

So vergeht einförmig Tag für Tag, nur unterbrochen von kleinen Ausflügen und Fahrten durch das Land.

Auf den kleinen Ponywäglein kutschirt man sich flott durch die breiten mit hohen Pappelbäumen besetzten Landstraßen. Bald ist es der lauschige Erlenteich der Stöckermühle, bald die aus Waldesgrün herausleuchtende Antonienhöhe. Oder man stattet Eger einen Besuch ab und läßt sich über das holprichte Basaltpflaster zum Museum und der Stauffenburg fahren; eine Kahnfahrt durch das reizende Egerthal und ein Blick vom Siechenhaus auf Alteger mit seinen rothen Ziegeldächern beschließt diesen Ausflug. Aber auch Wies mit seinen Wald und Wiesengründen, das grünumbuschte Seeberg, St. Anna u. s. w. sind beliebte Ziele. Auf diesen Wanderungen gewinnt man das Land erst lieb. Der düstere Reiz der Wälder, die paradiesische Stille der Landschaft, der Brodgeruch, der den braunen Weizen- und Kornfeldern entdampft, der würzige Brodem einsamer Waldwiesen wirken im Verein mit der Heilmacht des Bades wahre Wunder der Gesundheit.

Juli und August bezeichnen den Höhepunkt der Saison.

Der September mit seinen milden sonnigen Herbsttagen, seinen Stoppelfeldern und sich verfärbenden Laub bedeutet das Ende.

Im Park, an den Quellen, in den Anlagen wird es stiller und stiller. Schon fallen Schwärme von Zugvögeln in den Birkenästen nieder und streichen durch die graue Herbstluft über das Moor den fernen Wäldern zu. Die Nächte sind kalt, Morgen und Abendnebel stellen sich mit empfindlicher Kühle ein und nur der sonnige Septembernachmittag sieht noch eine kleine Schaar Getreuer um die Badekapelle versammelt. Bald verstummt sie auch. Massenhaft

fällt das Laub von den Kastanien, und der Wind führt es in Wirbeln über die öden Plätze. Läden und Badehäuser sind geschlossen. Graue Herbstnebel steigen vom Moor auf und umwallen die verlassene Badestadt.*) Winterschläfrig neigt die Quellennymphe ihr Auge. Im rieselnden Oktoberregen steht der Moorarbeiter noch auf der Halde. Eines Tages fällt der Schnee in dichten Flocken herein und endet die Leiden und Freuden der Saison mit seinem weißen Schneegewande.

Am Moor.

Herbstnacht sinkt. Die Nebel spinnen ein das Moor, gespenstig webend,
Durch die feuchten, kühlen Schauer dringt die Abendglocke bebend.

Durch das braune Schilfrohr schlürft es hin und an den öden Bächen —
Kirchhofstille, Grabesschweigen brütet schwer um breite Flächen.

Irrwischlichter glüh'n und zittern über'n Moorgrund hin, den feuchten,
Alte, bleiche Knochen scheinen fahl im Glanze aufzuleuchten.

In der Ferne tobt der Bahnzug — führt davon die letzten Gäste,
Und das Bad liegt still und öde und verrauscht sind alle Feste. —

Jetzt wird es am Moor geschäftig. Tausend Lichter flackernd streichen
Auf und nieder an den Sümpfen, an den Wiesen, an den Teichen.

Durch die grauen Nebelschwaden leuchtet's auf von nackten Leibern,
Feuchte Blicke — süßes Neigen — Winken und anmuthig Weigern.

Ueber schwanke Gründe zieht es hin im Hexensabbathreigen,
Aus dem Moorschlamm sieht man schöner, üpp'ger nur die Leiber steigen.

Hier noch schmiegen Perlenpanzer schimmernd sich um volle Brüste,
Dort steigt über blassen Wangen rosig auf ein hold Gelüste,

Und hinauf, hinunter zieht es in des Körpers Prachtgeschmeide,
Wogt und wallt und wiegt sich — taumelt — und verliert sich in die Weite.

Einsam schreitet noch der graue Nebelkönig; durch die Gründe,
Durch die Nebel gellt sein Wehruf und verzittert in die Winde —

Ferne hört's der Wanderer, schreitet tiefgebückt zum Heerdesfeuer
Und bekreuzt sich — in der Herbstnacht ist's am Moore nicht geheuer.

---

*) Der Melancholie eines solchen Nebeltages verdankt das folgende Gedicht seine Entstehung, das ich der Nachsicht der Leserin und des Lesers übergebe.

IV.

Winterabend im Dorf.

Tagsüber schneite es. Gegen Abend brach das Gewölke auseinander, eine Flammenlohe schlug heraus, dann sank die Nacht.

In flüchtiger Gluth war die weiße Schneelandschaft aufgeklommen. Die Bäume und Wälder sahen fröstelnd und eingesunken aus wie verschlafene Wächter, denen man mit der Laterne ins Gesicht leuchtet. Nun fielen wieder lautlos die Flocken nieder. Verdrossen hob sich der Schneesturm. Erst lässig tänzelte er über weite Schneefelder, dann warf er sich plötzlich über den schlafenden Wald, der schwerfällig, schneestaubüberrieselt ihm nachstarrte, schnob dann an den Straßengräben entlang, thürmte ein übermüthiger Künstler, gewaltige Schneewände an den Seiten auf, stülpte den Meilenzeigern lachend weiße Hauben über, vernichtete die Wegspuren, hüllte ein schwerfällig hinklirrendes Schlittengefährt in Schneewolken ein und begleitete dann einen armen Häusler, der auf einen Handschlitten Holz führte, zum nahen Dorfe. Tiefeingeschneit lag es da. Neugierig umkreist er die Gehöfte, die Gartenzäune, zieht die Dorfgasse hinunter und schnaubt von den Dächern in wilden Schauern nieder. Endlich sammelt er sich lautlos an den rothglühenden mit Moos und Haidekraut gefüllten Fenstern eines Bauernhauses. Das Gehöfte liegt wie ausgestorben mit seinen Wirthschaftsgebäuden unter der dichten Schneedecke. Von den Dachrändern des Vorhauses, den Scheunen, Stallungen und dem in der Mitte stehenden Taubenhaus hängen lange Eiszapfen nieder, die oft klirrend an den granitnen Steintreppen zerschellen. Gespenstig ragt die dicht mit Stroh umwundene Pumpe mit mächtig an dem Brunnenrohre niederwallenden Eisbärten. Ein rother Schein fliegt plötzlich auf und flackert an den Wänden des Gehöftes hin. Schwerfällig schreiten die Knechte mit den qualmenden Stalllaternen über die Treppe in großen strohumwundenen Holzschuhen, dichten Wämsern und großen Fäustlingen an den Händen. Sie stampfen sich im Wohnhause den Schnee von den Füßen und treten durch die strohgefüllte Holzthür in die Stube. Aus gewaltigen

Holzstämmen, mit Querbalken an der Decke, gebräunt und angerußt dampft sie voll Wärme. Herdfeuer prasselt, der Duft pechigen Kienholzes zieht durch die Luft, die Leuchte flackert knisternd und funkensprühend zum Lehnhut empor und breitet ein tiefes schönes Roth über die ganze Stube aus. Unter dem Hausaltar steht der große Eichentisch mit dampfenden Schüsseln. Ein vielstimmiges Abendgebet erklingt harmonisch von dem die Stube füllenden Hausgesinde. Dann verzehrt man schweigend das Mahl. Nur die Wanduhr geht schwerfällig und bedächtig, der Sturm rüttelt leise an den Fenstern und manchmal klingt wie aus weiter Ferne die Abendglocke herein.

Endlich erhebt man sich. Der Großknecht, eine Hünengestalt, schweigsam nüchtern, aber voll schalkhafter Erzählungen nimmt seine Holzpfeife, zieht bedächtig den Rauch und bläst ihn in dichten blauen Wolken in den warmen Dunst der Stube. Die andern sitzen schläfrig hinter dem Tisch und nur der Hütbub versucht sich auf der Ziehharmonika. Die Mägde haben inzwischen die Spinnräder ergriffen und sich um die Ofenbänke unter der Leuchte gesetzt.

Es ist nun äußerst behaglich in der braunen warmen Bauernstube.

Der alte Kachelofen summt und surrt, auf den Platten brodelt, siedet und zischt es noch leise auf, die Wanduhr geht so traulich, die Spinnräder surren und drehen sich, hie und da hört man den Schneesturm um das Haus und sein Stöhnen im Kamin. Ein gruselndes Behagen breitet sich über Alles. Es knistert und knackt von altem Holzwerk und die Phantasie sucht es zu deuten. Waren das nicht Schritte oben auf der Bodenkammer? Hat nicht das Hofthor geknarrt und das Scheunenthor geächzt? Jetzt war es wie das Knirschen einer Wurfschaufel, die ins volle Getreide sich bohrt! Sollte der Drache — oder sind Diebe . . . Himmel! wenn jetzt der Mann mit dem Todtenkopf unter dem Arm durch die Thür träte! Kreischendes Entsetzen. — Gelassen klopft sich der Großknecht seine Pfeife aus und lacht verstohlen in sich hinein. Er weiß, daß jetzt sein Stündlein gekommen ist. Die nüchterne Gelassenheit seines Wesens scheint sich zu beleben, seiner Sache vollkommen sicher schaut er trotzdem mit nachdenklicher feierlicher Miene im Kreise umher und fängt dann an: „Es war einmal." Mit trockenem Humor und einer natürlichen Erzählungsgabe trägt er in bunter Folge vor: alte Märchen, Sagen, Räuber-, Ritter-,

Diebs-, Mords- und Gespenstergeschichten. Er kennt sein Publikum und die Mittel es zu erregen vollkommen, er weiß zu spannen, Erwartung zu verbreiten, er erregt Mitleid, Bangen, Furcht, Schrecken, Gruseln. Kirchhöfe, Todtengerippe, Gespenster, Hexen, der Teufel, Todtenschädel sind meistens die Schrecken, durch welche seine Helden siegreich und furchtlos ziehen. Der Schluß ist gewöhnlich immer derselbe: „und wenn sie noch nicht gestorben sind, so leben sie noch heute“.

Und damit greift er aufs neue zur Holzpfeife, nachdem er sich mit Behagen des Erfolgs seiner Schaudergeschichte an den Gesichtern seines naiven Publikums versicherte. Die Wanduhr hebt mit schnarrendem Laut zum Schlag aus, ein Windstoß fährt durch den Kamin und preßt den Rauch der Leuchte nieder. Mit offenem Munde lag der Hütbub hinter dem Tisch, jetzt nimmt er die Ziehharmonika und versucht einige Läufe. Es gelingt ihm die Stimmung zu wenden, man neckt sich noch gegenseitig, endlich gewinnt der Humor die Oberhand: lustige Vierzeiler, alte Volkslieder flattern auf, die hellen Stimmen der Mägde erklingen zum Surren der Spinnräder.

Da schlägt der Hofhund an. Sein heiseres Bellen, das Klirren und Rasseln der Kette, das Knarren des Hofthors unterbricht den Gesang. Alles springt auf und lauscht in der Mitte der Stube stehend auf den Dreigesang, der durchs offene Fenster aus der Schneenacht herein klingt. Es sind Neujahrssängerinnen, die von Hof zu Hof ziehen und in bekannter Weise das Gesinde, den Wirthschafter ansingen. Tiefeingemummt in Tücher stehen sie unter dem Fenster. Die kalte Winterluft dringt in die warme Stube und man lauscht aufmerksam den mehr oder minder angenehmen Wünschen, womit alle bedacht werden. Schnaps, Semmel, Brot wird hinausgereicht und verschwindet in den Körben. Dann sieht man sie mit ihren Laternen das Dorfgäßchen hinabschreiten, um beim Nachbarhofe zu singen, von dem noch helle Fenster herüberscheinen.

Es ist spät geworden. Die Spinnräder werden in die Ecke gestellt. Die Stube leert sich. —

Der Schneesturm hat aufgehört. Hell und sternenreich, in funkelnder Pracht prangt der Himmel. Tiefverschneit liegt Haus und Gehöfte. Von den Dächern fließt es nieder in mattem kalten

Glanze, wuchtige, breite Schlagschatten fallen von den Stallungen her in den Hofraum, aus denen hie und da ein dumpfes Kollern und Schnaufen, das Klirren einer Kette ertönt. Leise knarrend dreht sich der Tiroler am Taubenhaus. Der Schupfen zeigt düster und grämlich seinen Hausrath: ganze Scheiterhaufen von Holz, Leiterwägen mit starr in die Höhe ragenden Deichseln, Putzmaschinen, Ackergeräthe, Pflüge.

Kein Laut ist zu vernehmen, alles schläft, eingehüllt in dichte glänzendweiße, warme Schneelager. Nur der Marder streicht noch fürsichtig über die Dächer, das heisere Bellen eines Hundes, der Hornruf des Nachtwächters ertönt vom anderen Dorfende herauf. Seufzend hebt sich der Schneesturm und verliert sich das Bild eines Flüchtlings in den einsamen Schneefeldern. —



V.

Egerländer Dorfleben.

Nichts ist traulicher und behäbiger zugleich als so ein alter egerländer Bauernhof. Stattlich liegt er da mit dem rothen Fachwerk des Wohnhauses, dem moosbedeckten, hie und da bedenklich eingebogenen Schindeldach und seinen bleigefaßten Butzenscheiben. Schupfen, Stallungen und die strohgedeckte Scheuer reihen sich daran, alles gebräunt oder geschwärzt von Wetter und Wind. In der Mitte steht das Taubenhaus und der Brunnen. Ueber das ganze aber breiten Eichen, Erlen oder Birken ihre Aeste. Meist ist auch ein bescheiden Gärtlein vor dem Schöfte, eine von wildem Wein umrankte Gartenlaube, einige Bienenstöcke. Hier pfeifen die Staare von ihren Nistkästen, wenn der Winterschnee von den Dächern ist. Apfel- und Birnbäume blühen, Nelken und rothe Pappelrosen thun sich auf und am Gartenzaun hin stehen Stachelbeeren, Salbei, Johannisbeerstauden und Rosmarin.

Doch treten wir durchs Hofthor ein ins Innere. Die niedrige braune Bauernstube empfängt uns mit ihren uralten cyclopisch aufgeschichteten Holzstämmen und dem schrägen Deckbalken in der Quere. Alte vergilbte Feuersegen hängen über der Thür, hohe Geschirrwände streben die Wände hinauf, dort dehnt sich der breite Kachelofen und unter dem Hausaltar steht der große blankgescheuerte Eichentisch.

Welche Enge des Raumes und welche Verschwendung! Vom breiten Vorhause führt eine knarrende Holzstiege hinauf zu den Böden und Dachkammern. Die Wände sind kahl und weiß getüncht und ein gekreuzigter Christus hängt daran, umkränzt von verstaubten Frohnleichnamsbuschen, Flieder und Tannenreisig. In der Bodenkammer stehen die hochbeinigen buntbemalten Kisten und Kästen, welche die duftigen Leinenschätze der Hausfrau bergen, dort hängen alte Federbilder, glänzende Zinnkannen schimmern aus den Glasschränken, hochaufgebauschte Federbetten mit buntbemalten Decken stehen die Wände entlang und hie und da zeigt sich von

der Tracht ein feuerrother Unterrock, eine glänzende schwarze Schürze oder ein grünliches Wamms. Ueberall alter ehrwürdiger Hausrath mit bäuerlichen Arabesken verbrämt.

Auf den Dachböden lungert altes Gerümpel, rostzerfressene Räder, der Schlitten für die Winterfahrten, alles in grünlichem Schimmer, wenn ein Sonnenstrahl durch ein Astloch dringt. Sieht man durch die Dachlucke, so liegt vor uns das Gehöfte, von Tauben umflogen, das Dorf qualmt mit rauchenden Schlöten und dann wechseln grüne Wiesen, Felder, Teiche bis zur blauen Waldhöhe.

Generationen von Bauerngeschlechtern haben auf diesen uralten Gehöften gehaust in alter Sitte und ererbtem Brauch. Nicht selten findet man im Gebälke eine alte Jahreszahl eingegraben und im Wandschrank ruhen oft alte Urkunden und Freibriefe, mit dem Wachssiegel von Kaiser und Königen. Ein historischer Zug haftet überhaupt an all diesem Urväter Hausrath, gute und böse Geister, brave und boshafte Hausgötter und Penaten sitzen in der gedrückten Enge, in all dem Winkelwerke und spinnen mit am Glück und Unglück der Wirthschaft.

Der alte kräftige Rheinländer Schlag, in dem fröhliches Frankenblut rollt, der die düstere Waldgegend des Nordgau's in ein fruchtbares Ackerland verwandelte, ist trotz der Leiden unter der Feudalität und Bureaukratie nicht gebrochen und hat sich in Sitte, Sprache, Tracht und Brauch als urdeutsch erwiesen. Läßt sich doch die Geschichte eines Bauernhofes bis in das XIII. Jahrhundert hinauf verfolgen, wo noch Kaiser Rothbart in der Egerer Burg Tag hielt. Ja manches schlichte Bäuerlein könnte einen Stammbaum aufweisen, älter als mancher Adelige.

Die Volkskunde findet denn auch hier ergiebigsten Boden. Wenn den Historiker die Dorfnamen, die Geschichte der Siedlung, Rodung und Reutung interessirt, so findet der Kulturhistoriker in der Tracht, in den Sitten und Gebräuchen bei Geburt, Hochzeit, Tod, in den Ackerglauben und den Festen, die sich auf Saat und Ernte beziehen, Anklänge an uralte germanische Mythologie, die verchristlicht erscheint. Die Faschingsbräuche, die schaurige Walpurgisnacht, die Johannisnacht mit ihren auf den Berghöhen des Landes aufflammenden Feuern, die Erntefeste, die geheimnißvollen Schauer der heiligen Weihnacht, wo Frau Berchta und Wotan in den Lüften zieht — weisen auf alten deutschen Mythus und Götterglauben

zurück. Auf dem Bauernhofe lebt noch in unverfälschter Frische der Dialekt, unter der flammenden Leuchte erklingt in der Winternacht das heimische Volkslied, der schneidige Vierzeiler; Sage und Märchen, kräftige Sprüchwörter und Sentenzen erben sich von Kind auf Kindeskind.

Der ganze Wirthschaftsbetrieb ist ein steter Verkehr mit der Natur. Vom Himmel, von Sonne, Wolken, Regen, Wind und der fetten Ackerscholle hängt die Arbeit des Landmannes ab und darauf beruht die ganze stattliche Lebensführung, der Haushalt, die Poesie, das Leben und Treiben auf dem Bauernhofe während des Jahres. Tiefeingeschneit liegt das Gehöfte im Winter. Dann weicht der Schnee von Anger, Feld und Wiese. Die Staare pfeifen vom Birkenast, es blüht und grünt im kleinen Hausgarten, und die erste Ausfahrt der Pflüge durchs Dorf bezeichnet den Beginn der Frühlingsarbeit. Im Hochsommer während der Ernte liegt das Dorf wie ausgestorben. Die Höfe stehen verlassen, auf dem Dachfirste sitzen die Tauben oder üben stille Flüge zum Nachbarhofe. Das ganze Gesinde ist auf dem Felde draußen und nur ab und zu knarren die hohen Erntewägen den weitgeöffneten Scheunenthoren zu. Wenn die Herbstnebel von den Berghöhen niedersteigen und mit ihren grauen Schichten das Dorf einhüllen, dann knarrt schon der Göpel, die Dreschmaschine summt und surrt und wirft den schwarzen Rauch über die Strohdächer ins Gehöfte, oder der monotone Drescherschlag ertönt weithin in die stille Herbstlandschaft. Ist die Ernte geborgen, so hält der Schnee wieder Monate lang das dörfliche Leben umfangen.

Ein reicher Kreis von Festen unterbricht diese jährliche Arbeit. Welch' ein Leben erschallt im Bauernhofe, wenn eine richtige Egerländer Hochzeit drei oder vier Tage, oder noch länger auf dem Gehöfte tafelt, wenn die stattliche, in die schöne farbenreiche Tracht gehüllte Sippe an den langen reichbesetzten Hochzeitstischen sitzt, wenn die blanken Zinnkannen glänzen, der Prokurator seine Späße losläßt, der Reigentanz anhebt und die Geige erklingt. Dann ist das ganze Dorf zu Gaste, man steht an den offenen Thüren und schaut durch die Fenster auf das tanzende Jungvolk. Im Nebenstübl aber sitzen die Alten des Dorfes, die Honoratioren, der Pfarrer und Kantor und lassen die Bierkannen fröhlich herumgehen. Das sind Bilder, wie sie Defregger und Bautier gemalt hat. Aber

auch Fasching und Kirchweih geht's hoch her. Den Mittelpunkt aller Feste jedoch bildet das Kirchenfest. Die Kirche ist das Centrum einer dörflichen Gemeinde. Die Glocke ruft zur Frühmesse, zum festlichen Hochamt,. zur Rorate, zur mitternächtlichen Mette und zum sonntäglichen Gottesdienst. Da kommen sie im Frühmorgen, wenn noch die Julisonne mit den Morgennebeln kämpft und die Kleefelder dampfen, daher, in langen Reihen ziehen sie an den Feldwegen hin, das Gebetbuch in der Hand und eine Nelke oder riechende Salbei zwischen den Blättern. Das Hochamt ist diesmal besonders festlich, die Kirche dampft von Rosenduft, frischen Birkenstämmen und Weihrauch. Eine schmetternde Festmesse wirbelt mit Pauken, Trompeten und Orgelklang vom Chor nieder und in den festlichen Kirchenton, in die sonore Stimme eines jungen Klerikers aus der Stadt summt und surrt ein kleines weltliches Jahrmarksgetriebe, das seine Zeltdächer in der Umgebung der Kirche aufgespannt. Währenddem schmort, siedet und bratets bereits auf den Gehöften, das Festmal ist gedeckt, im Keller liegt ein Faß köstlichen Bier's, das der Bräuknecht aus der Stadt am Morgen brachte. Ein Steyerwagl ums andere rollt schon durch das weitgeöffnete Hofthor in den Hofraum. Ihm entsteigt die stattliche Vetterschaft, die Verwandten, die auf den Höfen der Umgebung gebieten. Mit würdiger Begrüßung geleitet man sie über das Trepp hinauf in die blankgescheuerte Wohnstube zur Tafel. Dieselbe besteht aus acht oder zehn Gängen, zwischen denen die Bierkanne fleißig herumgeht. Das Gespräch dreht sich um die Wirthschaft, man besieht sich das Gehöfte, die Stallungen, Scheunen, den Getreideboden, dann wird der Kaffee genommen mit Gebäck, Kuchen oder Schmalzküchеln und wenn der Abend sinkt, rollt man unter lebhaftem Abschied wieder dem heimischen Dorfe zu, während sich die junge Welt im Wirthshause zum Tanze zusammenfindet. So war es einst. Heute ist der frische frohe Lebenszug, das Behagen an der Wirthschaft, die Poesie des ländlichen Lebens so ziemlich erdrückt worden durch die Ueberbürdung der Gemeinden, Steuerlasten und totale Entwerthung der Bodenfrüchte. Die Tracht ist verschwunden, die alten Bräuche und Sitten haben sich langsam verloren, von der Romantik eines alten Bauernhauses findet sich nichts mehr, den Festen fehlt es an Frische und Lebendigkeit.

In der eintönigen, grauen, ernüchternden Langweile des modernen „Kultur“staates schwindet auch dieses Stück lebensfrischen, farbenreichen Volksthums dahin. Schwerlich läßt es sich retten durch farblose Dorfgeschichten voll gemachter Urbanität, oder durch zotige Dialektgedichte, die von der stattlichen Hofhaltung, von der inneren Kraft und dem Lebensreichthum dieses so tüchtigen und ehrenwerthen Standes gar keine Ahnung haben, anderer An-„regungen“ oder gar offizieller Beruhigungen gar nicht zu gedenken. Heran wächst ein mißmuthiges, gedrücktes, geistig unfreies, trotz aller sogenannten Rechte, die als Last empfunden werden, ewig bevormundetes Geschlecht, das den Glauben an ein Besserwerden beinahe verloren hat und gleichgiltig in stumpfer harter Tagesarbeit hinlebt, ohne die innere Kraft zur Selbsthilfe und Abwehr derjenigen Elemente zu haben, von denen es übervortheilt oder für politische Zwecke ausgenützt wird. Es ist Pflicht, auf den Verfall dieses Standes hinzuweisen, in dem kostbare Schätze deutschen Wesens, deutscher Art und Sitte unbeachtet schlummern.



VI.

Das Volkslied.

Kein Lied meldet von der Urzeit des Egerlandes.

Ein sumpfiges, tannendüsteres Waldgebiet liegt es da, von Urgethier durchzogen. Die geologischen Verhältnisse, die Einwirkungen der Natur auf den Menschen, welche anderswo in der Volksphantasie in Drachenkämpfe und Drachensagen sich umgestalteten und lange im Liede fortlebten (vgl. Boewulf, die Lieder von Sigurd und Sigfrid, die Drachensagen an der Rhone), sind hier nicht so fürchterlich und schrecklich gewesen, daß sie bei den ersten Ansiedlern zu einer mythischen Personifizirung der Naturkräfte geführt hätten. Aber alte Fluth- und Wassersage ist noch lebendig und erinnert an die tertiäre Sintfluth des Egerlandes, ebenso wie die unzähligen sprudelnden und schäumenden Quellen, die dem Moor oder der Ackerscholle entquollen, und die gewaltigen vulkanischen Kräfte, die hier lebendig waren und die in dem Gezwerge am Kamerbühl und ihrer ungeschickten Kesselfeuerung einen mythologischen Ausdruck gefunden. An die quartäre Epoche der Moorbildung erinnert die in herbstlichen Nebelnächten über das Franzensbader Moor schreitende Gestalt des „Häiman“. Auch die Sage von der versunkenen Stadt am Dillenberg ist auf ein geologisches Ereigniß zurückzuführen — alles ehrwürdige sagenhafte Spuren an das Wirken und Walten heute noch lebendiger uralter Naturkräfte, die noch dunkel in der Volkserinnerung haften geblieben sind.

Erst nach der Wendenzeit, als die Rodung und Reutung im XII. Jahrhundert begann und die Burg des Diepoldingers und das Kloster Waldsassen die zwei Centren deutscher Cultur am alten rauhen Nordgaugebiet bilden, regt sich die erste Liederspur. Neben den Urkunden und Dorfnamen dieser Zeit erscheint ein altehrwürdiger ungefüger Reutersſang als das einzige Denkmal, das an die Rodung dieser Waldgegend anknüpft. Erhalten in einer Pergamenthandschrift des XIV. Jahrhunderts, von einem Wald-

sassener Abt verfaßt, behandelt er die sagenhafte Gründung des Klosters Waldsassen. Gerwick, der sagenhafte Gründer des Klosters, kommt in die düstere, einsame Waldwildniß an dem Wondrebflusse im „beheymer lant“:

Da ze bleiben stunden sein sinnen.
Ein vischreich vazzer er do vand
daz ist wundrewe genant.
Er gewan gesellen
baume begund er vellen
und rewten nach achker,
an arbeit war er wacker.

Der Markgraf Diepold überrascht ihn dabei während der Jagd:

Da er den wald verschroten sach
in grozzen Zorn er do sprach:
„Wer ist so vermessen,
der sich hat vergessen
an diesem wald alhie?
Unser wort ward ez nie.“

Ein Wechselgespräch hebt an. Gerwich gibt sich zu erkennen. Beide erinnern sich eines Turniers, das sie einstmals in Ehren ausgefochten. Gerwich's Wunsch:

So beger ich, herre, nicht me
dann waz ich umbe ge
des waldes in ainen tag*)

wird von Gerwich bereitwillig erfüllt.

Der wald sei aller ewer
ir seit ein man so gehewer
daz ich euch setze chain Zil
nemt sein wenik oder vil
do schol niemant wider sein;
lant und holz ist allez mein.

So entstand das Kloster Waldsassen.

Sie bawten ein gemechelin
und zogten mit einander darein,

*) Chronic. Reichenbac: „anno domini 1133 Diepoldus marchio dedit monachis Cysterciensis ordinis in Waltsassen aream, in qua constructum est monasterium eorum, et de sylva, quantum fratres ipsi per unam diem poterant in circuitu perlustrare.

Daz war waltsassen genant
als ez heut ist wol erchant.
— — — — — — — — — — —
sie lebten mit grozzer innichait
vasten, beten, arbeit
trieben si all geleich;
darumb ward in daz himmelreich.

Ein anderes historisches Lied gehört dem XV. Jahrhundert an. Eger ist eine Bürgerstadt geworden, von Wall und Graben, Thürmen und Thoren umgeben. Der Kampf der Städte und Zünfte gegen die Burgen hat begonnen. Bürger und Handwerker ziehen in Wehr und Waffen aus den Thoren der Stadt, um die Raubburgen im Fichtelgebirge zu brechen oder feindlich Gesinnten Fehde zu künden. Von solch' einem allerdings vergeblichen Fehdezug der Egerer gegen die Wunsiedler berichtet das Lied des Wunsiedlers Hans Nürnberger. Strophe 1 gibt das Thema an und schließt mit dem frommen Stoßseufzer:

Hilf Maria, Mutter reine Maid
Laß den zu Wuhnsiedel gelingen.

2—7 schildert den reisigen Zug der Egerer:

die von Eger — — —
— — thäten ihr Volk zusamenbiethen
sogar in kurzen stunden,
sie sollten ins feld hinaus bei leib und gut
Und bei des königs hulden.
Da zogen sie über die gemeine herein
Sanct Katharina Berg nahmen sie ein
mit einem großen geschrei
— — — — — — — — — — —
dann kommen si gen Wuhnsiedel herein
Niemandt wollten sie lassen leben.

8—12 schildert die Belagerung Wunsiedels. Die Stadt wird zur Uebergabe aufgefordert. Jost Schirndinger aber, der tapfere Vertheidiger, läßt künden:

— — sollt ich das thun
und übergeben frau und mann
es wäre mir doch keine ehr.
Wir wöllen uns wehren als Biederleut
von Tod bis auf das Leben.

Nun folgt Angriff und Sturm. Vergeblich. Die Stadt vertheidigt sich tapfer und die Egerer müssen unverrichteter Dinge

abziehen. In der Schlußstrophe enthüllt sich der Verfasser des Spottlieds:

> Der uns das liedlein neues sang
> Hans Nürnberger ist er genannt
> Denen zu Wuhnsiedel thät er's schenken.

Krieg und Waffen, Wanderung mit reisigen Kriegern, die in den Kampf ziehen, liebt das Volkslied. Aber das eigentliche Thema bleibt doch immer die nie ausgesungene Welt von Liebeslust und Leid. Hier ist es echt deutsch, mädchenhaft, schmiegsam, treuherzig, innig, naiv; oft geheimnißvoll, rasch abbrechend; viel verschweigend und zu Rathen aufgebend — schalkhaft, neckisch, räthselhaft — und zuletzt immer voll des Augenaufschlages echtester treuester Liebe.

In diese Liebeswelt führt uns Adam Wolfs Sammlung von Volksliedern aus dem Egerlande. Man würde irren, wenn man hier nur echte, eingeborene egerländer Volkslieder suchen würde. Es wiederspricht dies der Natur und dem Wesen des Volksliedes. Wie der Vogel gebaut, leichtbeschwingt flattert es bei einer Begebenheit auf, zieht von Land zu Land, von Mund zu Mund. Es bleibt bei irgend einem Volksstamm haften, siedelt sich gleichsam in einem Gau an, nimmt neue Tonart und Texterweiterungen an und erscheint so lokalisirt. So erklärt es sich, daß eine Menge Volkslieder aus Franken, Schwaben und Baiern im Egerlande heimisch geworden sind. Der Zeit nach gehören sie ins XV. und XVI. Jahrhundert, sind Bürgern und Bauern abgelauscht oder vergilbten Liederheften entnommen. Melodie und Tonsatz ist selten erhalten. Anfangs mündlich fortgepflanzt, tritt erst im XVI. Jahrhundert schriftliche Aufzeichnung ein in Form von Flugschriften, die auf Jahrmärkten feilgeboten werden. Oft findet sich am Schluß auch die Melodie angegeben, so heißt es z. B. im Ton (zu singen): „es wonet lieb bei liebe“ oder „ich stund an einem Morgen“, „kompt her zu mir, spricht Gottes Sohn“ u. s. f., jedenfalls waren dies sehr beliebte und bekannte Melodien, denen neue Texte unterlegt wurden.

Dem Inhalte nach sind es meistens Liebeslieder. Liebeslust, Liebesleid, Liebesverkehr, Sehnsucht, Abschied, Wiedersehen, Verrath, Eifersucht — kurz die Welt der Liebe mit ihren mannigfachen Gemüths- und Seelenschwingungen.

Die Personen sind verliebte junge Leute, Förster, junge Ritter, Studenten, Soldaten, Edelknaben. Alle werben um das Mädchen, das Jungfräulein, oder das wunderschöne Bauernmädel. Das Lokal ist die Landstraße, der düstere Wald, der Garten, wo Pappelrosen und Nelken blühn, der Brunnen, der Thorweg, der „schmal Rain“, das stille Schlafkämmerlein oder das traute Dachstübchen.

Die Situation wird sofort gegeben, z. B.:

Es ritten emal drei studenten as
spatziren über die haiden.
Was begegnet 'nen auf der grünen Haid?
Eine wunderschöne jungfrauen
Heisa juchhe, traut Anamirl
eine wunderschöne Jungfrau.

oder:

es geigt eimal ein geigerlein
vor Goldschmids seiner thür:
„Feins Mädel, bist du drinnen
schau du e weng ausser zu mir
schau, wie gfall' i dir.“

Sobald die erste Bekanntschaft einmal angeknüpft ist, geht's dann gewöhnlich rasch in dramatischer Wechselrede vorwärts. Da wird nur selten vorsichtig und behutsam gefragt:

Ei, schöne jumpher, was macht ihr da
af wen thut ir da warten?

sondern flugs wird wie bei jenem Geigerlein mit einer verwegenen Liebeserklärung herausgerückt:

Du gfällst mir über d'massen wol
mit Dir geh i glei furt.

Das Mädchen thut meist sehr geschämig, sträubt sich ein bischen und beruft sich auf ihre Arbeit. Du lieber Gott! sie habe ja noch gar „keine Händ' voll Gras“ und wenn sie leer heimkommt, wird sie ausgescholten. Trotzdem ertheilt sie nur selten eine robuste Abfertigung.

Jedes dieser Lieder will für sich betrachtet sein, jedes ist eine Blume für sich, ein Wesen mit ganz apartem Bau und Duft. In lässigem Erzählerton, etwas salopp schreitet das eine hin,

andere sind rasch, dramatisch bewegt, sanguinisch und reden stoßweise, aphoristisch, abgebrochen. In geheimnißvollem Balladenton, mit starrem Blick in die Ferne sehend, künden viele traurige Mär. Die meisten sind leichtgeschürzt, oft allerliebst, wenn sie schämig dastehen, die Augen zu Boden schlagen und verlegen mit den Fingern an der Schürze drehen. Andere scheinen verstohlen feuchte Blicke zu heben, manche sind ganz passiv, wollen errathen und aufgeküßt werden. In dem Knospenhaften, Räthselhaften liegt der geheimnißvolle Reiz dieser Lieder. Sie lachen, necken, schäkern, sind lustig, traurig, schwermüthig, trüb und immer verliebt. Dann stellt sich auch gelegentlich einmal ganz in der derb gemüthlichen Weise wie bei Albrecht Dürer oder Holbein der Tod ein oder er überrascht eine Jungfrau, die am Morgen im Garten steht, um ein Kränzlein aus Rosen zu flechten:

Was kam da hergeschlichen
ein wunderbarlicher Mann;
gar sehr war er verblichen
kein Kleider hett er an.
Er hatt' ja weder blut noch fleisch,
Er blecket seine zänle weiß
er is do nur ein geist.

Mit gutgemeinter Ironie, die freilich etwas grausam klingt, fordert er sie galant zum Tanz auf:

Richt di, mädel, richt di,
morgn mußt mit mir zen tanz,
da will ich dir affetzen
ein wunderbaren kranz.
Der kranz, der muß bunden sein
Von muskat und braun nagelein
Von schönsten kräutelein.

Und damit faßt sie der alte Schelm um die Mitte. Sie fängt zu schreien an und klagt um ihr junges Leben und die schöne Welt, von der sie Abschied nehmen muß. „Kumm zu, du trauter Tod,“ ruft sie aus, „nimm doch mein vatter auch mit!“ Doch der beruhigt sie mit gut gespieltem Phlegma. Sei nur ruhig, liebes Kind, scheint er sagen zu wollen, alle kommen d'ran, laß das meine Sache sein:

Dein vatter wil i hohlen
Mit sammt sein Hausgesind.

Ich weiß schon, wenn i kummen tu
ich weiß schon, wenn i kummen tu
daß i'n derheime find.

So wechseln mannigfache Bilder des Lebens, erschütternd ob ihrer rührenden Hingebung und Schlichtheit, ihrer Herzinnigkeit und Treue, ihrer bezaubernden Reinheit und derbgemüthlicher Wechselrede.

Hie und da kollert dann wieder einmal ein Süfling durch oder ein Hütbub treibt noch halb verschlafen seine Heerde aus dem Gehöfte und begrüßt die Morgensonne, die mit den Nebeln auf den Kleefeldern kämpft. Neckische Züge fehlen keineswegs. Gewisse Stände werden bevorzugt. Wie in den Carmina burana, wo gelegentlich zwei Mädchen über die Vorzüge von miles und clericus streiten, werden auch hier mitunter Fragen laut wie:

schölln mir d'soldadn nit lieber sein
als ös studenten alle?

Auch Spuren des „Tageliedes" fehlen nicht. Die Natur ragt sinnig belebt herein. Meist ist es, wie schon erwähnt, die grüne Haide, der stockfinstere Wald oder das Gärtlein, wo bunte Nelken und Pappelrosen stehen. Dem Waldvogel, der vom Zweige singt, werden sehnsüchtig Liebesgrüße aufgetragen. Einzelne Blumen sind glückbedeutend, andere bereiten Trauer.

Das Mädchen wird mit allerlei Kosenamen ausgestattet: Feins Mädel, schöns Liebel, Feinslieb, Herzallerliebste mein. Ihre schneeweißen Händ, ihr schneeweißes Kleid, die rothen Wangen, die schwarzbraunen Augen, das wachsgelb Haar, die seiden Paar Zöpf, sind stehende Beiworte geworden. Auch die Tracht wird mit Blicken flüchtig gestreift: der runde Hut, die schönen Bänder, die schönen Spitzen.

Der Verfasser nennt sich gewöhnlich nicht oder es sind nur allgemeine Andeutungen gegeben.

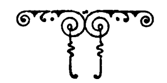
Wer hat uns denn das liedl gesungen?
Wer hat uns denn das liedl derdenkt?
Das habn gsungen drei brave Knaben.

oder:

Wer hat dös lied derdenkt?
Dös war e gunger Schreiber
der liebte die gungen weiber so sehr
die Mädeln nu vil mer.

Eigene Gruppen für sich bilden dann Klagelieder verlassener Mädchen, mit der Welt Unzufriedener; Gelegenheitslieder; Braut- und Hochzeitslieder, auf die nur zu bald jene herzigen Kinderreime und Kindersprüche folgen, womit die Mutter ihre ungeberdigen Lieblinge in den Schlaf singt — endlich Vierzeiler und Lieder, die an die Jahreszeiten anknüpfen: Weihnachts-, Neujahr- und Faschingslieder.

Was heutzutage in der Bauernstube, beim Spinnrocken, draußen auf der Hutweide oder in einer verräucherten Trinkkemenate der Stadt noch als Volkslied gesungen wird, ist keineswegs echt und eingeborenes Gut, sondern theils entlehnt oder zu Schauer- und Bänkelsängergedichten vergröbert. An die Reinheit und Idealität des Volksliedes aus dem XVI. Jahrhundert reichen sie nicht heran. Höchstens der „Schmal Rain“ erinnert noch in der Situation und Wechselrede daran. Wenn die weinerliche näselnde Melodie dieses Nationalliedes anhebt im bierseeligen Rund eines „Landtages“ oder von Winselgeigen und einer schnarrenden Sackpfeife begleitet in die laue Sommernacht hinaus erklingt, dann weiß jeder, der von Ferne zuhört, daß das Egerland wieder einmal gerettet ist.



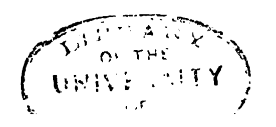
VII.

Kurgäste einst und jetzt.

Der Hochsommer prangt mit wolkenlosem blauem Himmel über dem Lande, das sich in seine schönsten Farben gehüllt hat; tiefstes Sammtblau der Wälder, frischestes Grün der Wiesen hebt mit dunklen Farbentönen kräftig das helle Goldgelb der Weizen- und Kornfelder empor. Die Ernte hat begonnen. In der Morgenfrühe, wenn sich die Nebel der Nacht von den Feldern heben, erklingt schon das Hämmern der Sensen, die Sichel klingt, die Schwaden rauschen, tagsüber binden rüstige Hände in Garben und hochgeladene Erntewägen schwanken bedenklich durch den engen Hohlweg dem Dorfe zu. In das Knarren der Wägen, in den Lärm der Arbeit rauschen dann schmetternde Fanfaren der Badekapelle herüber.

Wie eine gelangweilte Schöne, in üppig grüne Parkanlagen kokett eingehüllt, liegt die verwöhnte Badenymphe unseres Gaues. Die rosigen Wangen, die naiven Züge des Frühlings haben sich verloren. Sie ist eine große Dame geworden, voll interessanter Blässe, die mit etwas müd verschleiertem, leerem Blick die bunte Gesellschaft mustert, die sich alljährlich um sie zusammenfindet.

O über diese trügerische Salonlangweile mit ihrer Luxus und Genuß verbergenden Monotonie, ihrer nichts verrathenden Einförmigkeit, ihren breiten Plätzen, die still und einsam in der Sonne glüh'n, ihrer sorgfältig vorbereiteten und überwachten Ruhe, ihrer gefährlichen Einsamkeit, ihrer trägen, schläfrigen Stille, ihrer süßen Müdigkeit, ihrem steten Dämmern. Rosenduft, der Parfüm der Großstadt, vermengt sich mit dem faulen Hauch der Moortümpel, der Boden biegt sich weich und schmiegsam unter dir, kohlschwarzes angefaultes Wurzelgeäst kriecht aus der bloßgelegten Erde heraus, wie uralte Gedanken und klammert sich dir um die Füße, die Phantasie beginnt in dieser Einsamkeit ihre seltsamen Bilder zu weben, es flattert auf und zergeht, es will reden und erstarrt in Schweigen, es will sich zu Gestalten formen und



du vermagst sie nicht zu fassen. Erstaunt siehst du um dich: das hohe Gras wiegt sich müde im Wind, schwermüthig neigen die Birken ihre graziösen Zweige, das öde, sehnsuchtweckende Moor dehnt sich sonnenumflogen vor dir aus, von Kiebitzen umjohlt oder von einem einsamen Waldvogel, der langsam den fernen Wäldern oder den Teichen zustrebt. Kräftiger Würzgeruch der Wiesen, der Brodem des Waldes weht leise, fast zögernd herein, als fürchte er das Schweigen zu stören. Der harmonische Klang der Heerdenglocken, das einfach fröhliche Lied des Hütknaben klingt zu dir herein und traurig starrt der Blick in die trostlose Ferne.*)

Und nebenan in der breiten Corsozeile der Kaiserstraße, stilvoll eingefaßt von steifen modern zugestutzten Salonkastanien, zieht sie hin, die moderne Badegesellschaft; die Toiletten entfalten ihre Farben, es rauscht und flüstert, lächelt und erzählt sich. Die sinnlich üppige Schönheit der Wienerin, mit ihrer Anmuth und Grazie, die suffisante Berlinerin, die Schwedin mit dem blendenden rothweißen Teint, die Russin, blaß und angehaucht von dem schwermüthigen Zauber slavischer Schönheit, die reiche Amerikanerin, umflogen von dem Nimbus des Reichthums und der Unnahbarkeit, lebt hier mit der Blüthe des Geburts- und Geldadels und dem den Bureau's und den Geschäften entronnenen Mittelstande. Der gemüthliche Dialekt des Wieners erklingt neben der affektirt näselnden Turfsprache eines großstädtischen Roué und dem Argot des Parisers, die scharfen, schneidigen Accente des Norddeutschen werden von den breit behäbigen Lauten süddeutscher Zungen gemüthlich verschlungen, man schwäbelt und sächselt oder tauscht kühle Grüße internationaler Höflichkeit.

Franzensbad ist eine Ruhepause auf dem rastlosen Zug hochsommerlicher Völkerwanderung, ein kurzes Ausruhen von dem nervenzerstörenden Lärmgetöse der Großstadt. 7—8000 Gäste

---

*) Ein noch jüngeres Bild urweltlichen Egerlandes bietet das Mineralmoor der „Soos“ unterhalb Wildstein. Auch hier ein halbverkohlter Urwald, ein Kirchhof unzähliger Lebewesen, die melancholische Poesie der Verwesung und des Moders. Schwarze Moortümpel und Lachen von geheimnißvoll gährendem Leben erfüllt — Schilf, Binsen und Geröhricht, vom Winde leise bewegt — der Boden ockerroth oder weiß angeflogen — ein träger Sumpf, durchsprudelt, umquollen, vollgesogen und strotzend wie ein Schwamm von unzähligen, der Tiefe entströmenden Mineralquellen. Ein sehenswerthes Laboratorium, eine geheimnißvolle Werkstätte der Natur!

bewegen sich alljährlich in der elegant ausgestatteten Moorstadt mit elektrisch beleuchteten Badepalästen, luxuriös eingerichteten Villen, ausgestattet mit dem Komfort und allen Genüssen einer anspruchsvollen Gegenwart. Man läßt sich die lässige Kurordnung gefallen und sucht, da die Romantik von Franzenbad bald erschöpft ist, mit der etwas nüchternen Umgebung, dem kleinen Gau, seinem Volksthum, seiner schlichten Ländlichkeit sich theilweise zu entschädigen. Man kneipt einmal wieder Natur, athmet „freie Luft“ und vergißt die Geschäfte und Sorgen. Kleine Picknicks im Walde unter hochstämmigen Fichten oder breitästigen Kiefern, das Land zu Füßen, machen sich ganz prächtig. Man liest oder zeichnet und füllt sein Album mit einigen bescheidenen ländlichen Bildern: dem von Erlen überzweigten, von Kibitzen und Schnepfen umjohlten Teichbild, einem alten taubenumflogenen Bauernhof, einem verfallenen Burggemäuer, einem mittelalterlichen Städtebild, vom grünen Tannenwald eingefaßt.

In diesen einfachen Formen bewegt sich das Kurleben, meist nur wenige Wochen dauernd. Allerdings in früheren Zeiten war das anders. Die Kurgäste, „die ihrer leibsgesundheit halber zu der Sauerbronnen Kur“ ins Land kamen, mußten noch in Eger wohnen, meist in den primitivsten Verhältnissen, gänzlich ausgesetzt den Rohheiten und der Willkür der ohnehin nicht durch seine Liebenswürdigkeit bekannten Bevölkerung. Eine umfangreiche Kurordnung aus dem 17. Jahrhundert, zum Schutze der fremden Gäste gegen die einheimischen Böotier erlassen, fordert auf: „man möge doch allhie alle Sauerbronnengäst, was würdens Standes und ordens dieselben auch sein mögen, Reiche und Arme, außerhalb und Inner der Stadt, vor den thüren, uff der gassen, wann solche zu kirchen, zum brunnen oder anderswo hinwollen ohn verspottet, unturbiret und gäntzlichen unmolestiret hin und wider Ihrer Gelegenheit gehen den Sauerbronnen brauchen und Ihrer Chur ohnverhinderlich abwarten lassen sollen.“ Besonders gerügt wird die Rohheit der Bewohner auf der Gasse, die schlechten Reden derselben, das „Anschnautzen“ der Gäste durch die Kaufleute, Viktualisten und Speishändler, die absichtlichen Verunreinigungen des Säuerlings und anderer Ungezogenheiten des rohen Stadtpöbels. Erst 1791 wird durch die Gründung einer Stadt auf dem lange Zeit durch seine Sümpfe, Irrlichter und Nebelspuck verrufenen Franzens-

bader Moor inmitten der Säuerlingsquellen diesen unleidlichen Zuständen ein Ende gemacht. Als Goethe 1785 zum erstenmal vom Fichtelgebirge herein über Eger nach Karlsbad fuhr, standen „am Moor“ schon einige Holzhäuser, ein kleiner Gasthof, ein Säuerlingfüllhaus und — eine Kapelle.

Seit 1793 beginnt nach wiederholten Kämpfen mit dem Egerer Stadtpöbel der Bau von Häusern, Felder und Wiesen werden angekauft, die Kaiserstraße ersteht und innerhalb weniger Jahre erhebt sich auf dem verrufenen Moor die heutige Badestadt, das Schmuckkästchen, die gute Stube, der Salon des Egerlandes. Alteger hat seine Rolle als Fremdenherberge ausgespielt. Grämlich und verdrossen schaut es mit seinen Thürmen hinüber zu der Schwesterstadt, die sich längst emanzipirt hat von der Chikane des Alten und in einigen Jahren daran geht, ihr 100jähriges Jubiläum mit Anstand und Würde zu feiern. Sie beweist der Welt aufs Neue, daß die frische ursprüngliche Kraft, mag sie auch noch so lange in Sumpf und Moor unbeachtet versprudeln oder durch die Rohheit verschüttet und erstickt werden, schließlich doch die Welt erobert. Die Tempel, die man über ihren geheimnißvollen Sprudeln und Brausen errichtet, sind geheiligt und die in Stein gegrabenen Verse, die hie und da in den Alleen stehen, sind Weihgeschenke, aufgerichtet im frommen Glauben an die nie versiegenden ursprünglichen Kräfte der Natur, beschämend für den ungezügelten schamlosen Ausbeutungssinn, den Egoismus und die brutale Rohheit der pietätlosen Gegenwart.

Daß aber auch der Humor und die Satire im Bade nicht fehlt, beweisen die köstlichen Stammbuchblätter, welche berühmte und bekannte Kurgäste in Erinnerung an das hier Erlebte hinterlassen haben. Anastasius Grün, der im Jahre 1847 in Franzensbad zur Kur weilte, schildert in seinem „Märchen aus Franzensbad“ in köstlicher Weise das Kur- und Badeleben ganz in dem kräftigen kernigen Ton, den Goethe den Hans Sachs'schen Fastnachtspielen abgelauscht. Der böse Zauberer Schmerz hat eine im gespenstigen Thalkessel des Egerlandes zusammengekommene Badegesellschaft verhext und in seltsam Gethier, in Frösche, Unken, fleckige Salamander verwandelt.

Mit mehr oder minderem Humor ergibt sich Jedes in die so plötzlich aufgedrungene Metamorphose und macht in komischer

Verzweiflung oder verdrießlich, polternd die strenge Hausordnung mit:

Da heißt's: am Morgen sein Wasser schlucken,
Dann wieder in's Wasserlein badend ducken,
Und daß sich Wechsel hold erwiese:
Des Abends dann hüpfen über die Wiese;
Es gurgelt und quackt sich unverdrossen
Im Chore lieber Geschicksgenossen 2c.

Nicht allzulang dauert der böse Zauberbann, in lichten Wolken erscheint die milde freundliche Fee Genesung und:

— — Der Enthüllung entstiegen kamen
Anständige Leute, Prinzen sogar,
Anmuthige Kinder und liebliche Damen,
Der Diplomat, der Pfaff' im Talar.
— — — — — — — — — — —
Da klingt Mundart der Donaulande,
Redweis' vom Elb'- und Saalestrande,
Als sei noch nicht zu Ende die Fabel,
Gibt es hier ein kleines deutsches Babel.

Wie anders klingt gegenüber diesem gutmüthig höhnenden Humor die scharfe schneidige Tonart Heinrich Laube's in seinen „Reisenovellen" (1834—37). Der gährende Jungdeutsche kommt bei Neudeck über das Erzgebirge und macht seine Tour durch die böhmischen Bäder, mit Karlsbad und Marienbad beginnend. Aeußerst schlecht kommt Eger weg, „es sieht unordentlich aus in und bei der Stadt, wie bei einer armen schmutzigen Familie". Die Bauten sind „alte Trümmer, nordisch, heidnisch, unerfreulich — augloses heidnisches Geröll, Steingebröckel ohne Grün". Es ist ärgerlich, meint er, daß Wallenstein in solch einem Loch zu Grunde gehen mußte und scheidet mit gestörten Illusionen aus dem „Kirchhof Wallensteins", dem garstigen Eger. Franzensbad ist „ein kleiner sauberer Ort mit massiven hübschen Gebäuden. Es sieht so ausgekehrt, so zierlich aufgeräumt aus, als käme man in eine alte Jungfernstube. Jenen Bildern von französischen Lustschlössern gleicht es, Klein- und Groß-Trianon u. drgl. fiel mir ein. Französisch munter ist der Ort ohne Humor und Wärme und ohne Schatten".

Jean Paul, dieser feine und geistreiche Kopf, der das Gold seiner Gedanken in so seltsame wunderlich phantastische Arabesken wie verschämt verbirgt, kam zu Fuß vom Fichtelgebirge nach Franzensbad gewandert — einer schönen Frau zu huldigen und

hat natürlich die Personen seiner Umgebung ebenso wie Goethe dabei vergessen. Goethe gilt allgemein als der gelehrte naturwissenschaftliche Beobachter und Erforscher des Egerlandes. In seinen Mantel mit hohem rothen Kragen gehüllt, durchfährt er die Straßen des Landes, besucht die vulkanischen Berge, ergründet die geologischen Zustände, sammelt Steine, besucht originelle Sammler, ordnet seine Funde Nachts im Gasthof zur goldenen Sonne (dem Goethehause Egers), die große Keferstein'sche geologische Karte an der Wand und läßt sich über die Stadt, ihre Bauten, ihre Geschichte, über Sitten und Gebräuche und das Volksthum der Egerländer berichten. Sein „egerländer Tagebuch" und die kleinen naturwissenschaftlichen Abhandlungen über den Kamerbühl u. a. enthalten viel Hypothetisches, bei scharfer und getreuer Beobachtung viel Geahntes, sind anregend bei kühler Zurückhaltung, fordern Jeden zum thätigen Mitarbeiten auf, ohne endgiltig in einer Frage entscheiden zu wollen. Seine vornehme Natur, die alles in sein Interesse zu bannen wußte, brachte einen ganz neuen frischen Zug in das bisher etwas schläfrige und matte geistige Leben des Landes.*) Sein Erbe wirkt noch heute in ungeminderter Kraft weiter, er ist der Ausgangspunkt, der Begründer der wissenschaftlichen und gelehrten Forschung im Lande. Weniger durch seine kleinen geologischen Schriften, die von der heutigen Forschung überholt sind, wirkte er bedeutend mehr durch das, was er wollte, durch den unvergleichlichen Zauber seiner Persönlichkeit, durch die geistreich anregende, geniale Art, mit der er sich in fremde Zustände hineindachte, sie zu den seinen machte, andere Personen zu seinen Studien und Interessen heranzog und heranbildete, Gedanken und Ideen ausstreute, die von gelehrigen Schülern aufgefangen, im Stillen gehütet und bewahrt, sich bis heute als echt und auch lohnend bewährt haben.

Leben und Lebensfreude verbreitend, war er in seiner Art ein neuer Entdecker des Landes, der geistig bedeutendste und einflußreichste von allen Kurgästen, die Franzensbad für das Egerland sich eroberte.

---

*) Für die neueste Literatur des Egerlandes seit Goethe verweise ich auf meine kleine Monographie „Aus dem geistigen Leben des Egerlandes." (Eger 1887.) (Gratis.)

VIII.

Goethe in Franzensbad (1808).

Es ist nur wenig bekannt, daß es eigentlich eine junge, reizende, adelige Dame gewesen, die den alternden Goethe mit dem ewig jungen Herzen von Karlsbad zu längerem Aufenthalte herauszog. Es hat etwas Rührendes, die galante Ritterlichkeit des alten Geheimraths zu sehen, der im Wust großer naturwissenschaftlicher, geologischer und dichterischer Probleme und der mannigfachsten Interessen und Verpflichtungen, die ihm sein Dichterruhm und seine staatliche Würde auferlegten, noch in jünglingshaftem, schwärmendem Enthusiasmus erglüht, zärtliche Briefe schreibt und sorgfältig die Locken bewahrt, welche die Huld der liebenswürdigen Freundin bescheerte. Der schreiende, widrige Lärm unserer Zeit, mit ihrer kreischenden Oeffentlichkeit, ihrer das Behagen und die Arbeitsfreude störenden Brutalität, ihrem Getöse, versteht freilich nicht mehr die stille Idylle des Hoflebens im vorigen Jahrhundert, mit seiner liebevollen Innerlichkeit, seinen friedliches Kleinleben genrehaft festhaltenden Tagebuchnotizen, seiner Memoirenliteratur, seinem zärtlichen Verkehr, seinem Schwärmen für Poesie, galante Minne und neue Wissenschaften. Man denke sich Franzensbad als eine versteinerte Schloßidylle, die nüchternen Häuserfronten und Straßenzeilen von zierlichem Roccoccostil üppig und schwelgerisch umrankt, gewaltige Bassins mit träumerisch ruhenden Gestalten, wasserspeienden Tritons und in's Horn stoßenden Nymphen. Grotten zu behaglichem Geplauder ladend. Stille Alleen, von gewaltigen Bäumen in dämmernde Schatten gehüllt. Dann wieder sonnenglühende Plätze. Hie und da übermenschliche Steingestalten, sich sträubende Weiber mit kräftigen Armen umklammernd. Alles gehüllt in jenes traumhafte, brütende, sonnige Schweigen, in die Melancholie oder die Langweile, wie sie einen in Franzensbad zu gewissen Zeiten anhaucht — das gäbe das richtige Stimmungsbild für ein Liebesleben Goethes in Franzensbad.

In Wirklichkeit beschränkt sich derselbe auf geologische Studien und wenige Wochen freundnachbarlichen Verkehrs mit der reizenden Tochter des Freiherrn von Ziegesar, eines thüringischen Schloßherrn an der Saale, in dessen Heim Goethe oft von Jena aus geeilt war und fröhliche Tage erlebt hatte.

Einige nüchterne Daten, seinen Briefen und Jahresaufzeichnungen entnommen, sind alles, was wir im Folgenden darüber sagen können.

Im Jahre 1808 am 15. Mai war es, als Goethe von Riemer begleitet, zum sechsten Mal in Karlsbad ankam. „Wir sind glücklich in Karlsbad angelangt", schreibt er schon am nächsten Tage an die Frau von Stein, „mit günstigem Wetter auf schlechten Wegen. Hier fängt das Frühjahr erst an. Es sieht ungefähr aus, wie bei uns vor drei Wochen." Und an Zelter meldet er (22. Juni) seine Ankunft: schon seit 15. Mai bin ich hier, habe die ersten 14 Tage bei dem schönsten Wetter auch fleißig genug zugebracht; nachher ist gute Gesellschaft gekommen — — —

Unter den verschiedenen Kreisen derselben nimmt nun die Familie von Ziegesar aus Drakendorf bei Jena, die Anfang Juni eintrifft, sofort das besondere Interesse aller in Anspruch. Ihr Erscheinen wirkt geradezu fascinirend; Riemer schreibt ganz entzückt: „Durch die Erscheinung der Ziegesar'schen Familie ging uns ein Licht geselliger Freude auf" und die „Annalen" — kühle, regestenartige Jahresaufzeichnungen Goethe's — verweilen in behaglicher Schilderung bei den Vorzügen dieser Familie. „Ich kannte", heißt es daselbst, „Eltern und Nachkommen bis in alle Verzweigungen; für den Vater hatte ich immer Hochachtung, ich darf wohl sagen Verehrung empfunden. Die unverwüstlich behagliche Thätigkeit der Mutter ließ in ihrer Umgebung Niemand unbefriedigt. Kinder, die bei meinem Eintritt in Drackendorf noch nicht geboren, kamen mir stattlich und liebenswürdig herangewachsen hier entgegen."

Sylvie nun, die jüngste Tochter (geb. 21. Juni 1785) ist es, deren Schönheit und Anmuth ihn fesselte und überraschte. Wiederholt war er in früheren Jahren von Jena nach Drackendorf geeilt: „um das Ziegesar'sche Blut zu beschauen", wie er in einem von köstlicher Studentenlaune diktirten Brief einmal schreibt (an den Herzog, 13. Nov. 1788), jetzt erneuert er alte Freundschaft mit ganz neuem Gefühle. Sie scheint die stille Beherrscherin des

fröhlichen Gesellschaftskreises geworden zu sein, über den Goethe in seiner nichts verrathenden Berichterstattermanier nur sagt: „Bekannte und Verwandte schlossen sich an; einiger und zusammenstimmender wäre kein Zirkel zu finden. Frau von Seckendorf, geb. von Uechtritz, und Pauline Gotter waren nicht geringe Zierden dieses Verhältnisses. Alles suchte zu gefallen und Jedes gefiel sich mit den Anderen, weil die Gesellschaft sich paarweise bildete und Scheelsucht und Neid zugleich ausschloß."

Am 21. Juni wird Sylviens Geburtstag in Elbogen gefeiert. Goethe blieb ferne, sandte aber ein Gedicht zur Feier des Tages, von dem wir die zwei letzten Strophen hier anführen:

An Sylvie von Ziegesar.

Zum 21. Juni. Karlsbad 1808.

Doch sie kommt geschritten! Schaut nur, wie sie steigt
Wo sich auf Graniten manche Blume zeigt.
In der bunten Höhe eil' ihr nachzugeh'n,
Wo die Orchideen und Dianthen stehn
Und Ornithogalen, weiß und schlank wie sie.
Ihr zu Liebe strahlen Lenz und Sommer hie.
Doch die Wetterkenner, zweifelnd stehn sie dort,
Wohlbedächt'ge Männer! Und Du schreitest fort —

Pflückest junge Rosen, lächelst leichtem Stich;
Wie im Lande Gosen sonnet es rings um Dich.
Reich an Sträuß' und Kränzen, trotz um Wettergraus
Bringst Du die Excellenzen ungenetzt nach Haus.
Folge so Dir immer, wie sich's wölken mag,
Heit'rer Sonnenschimmer, Dir zum eignen Tag!
Trotz dem Wetterbübchen, geh's Dir jungem Blut
Tochter, Freundin, Liebchen, wie Du's werth bist, gut.

Riemer aber berichtet über das Fest: „Wir haben gestern Sylviens Geburtstag in dem wunderschönen Elbogen gefeiert. Frau von Seckendorf und Dem. Gotter nahmen Theil daran. So hätten wir den längsten Tag in einer der schönsten und friedsamsten Gegenden Deutschlands im Andenken unserer gemeinsamen Freunde und im Genuß der anmuthigsten Natur verlebt."

Am 1. Juli begibt sich Sylvie mit ihrer Familie nach Franzensbad. Goethe, den noch die Karlsbader Granite und literarische Arbeiten (Pandorens Wiederkunft, Wanderjahre, Zueignung des Faust, dessen erster Theil in diesem Jahre erschien) in

Karlsbad zurückhielten, folgt erst Mitte Juli „auf etwa 12 Tage“ nach. Er bezieht eine Wohnung im Kurhause, wo auch Sylvie wohnte. Von Franzensbad weiß er wenig zu sagen. Er erwähnt nur die „regelmäßigen schönen und heiteren Gebäude Franzensbruns“ und schreibt (am 17. Juli an Frau von Eybenberg) „ich trinke hier, ich bade hier und fühle mich fast von jeder Unbequemlichkeit geheilt, die mir von meinen Uebeln noch zurückblieb. — — Von hier wüßte ich wenig zu sagen. Ich sehe die Menschen nur im Vorbeigeh'n. Mit Ziegesars wohne ich in einem Hause und so setzen wir das Karlsbader Leben fort. Ein vulkanischer Hügel in der Nähe interessirt mich sehr. Ein großer, des Chausseebaues wegen ausgegrabener Raum in demselben gleicht so vollkommen ähnlichen italienischen Merkwürdigkeiten, daß ich Sie recht herbeigewünscht habe. Sie sollten sicher ausrufen: questo è qualche! &c. &c.

Goethe hatte bisher das Egerland nur als Reisender in der Postkutsche kennen gelernt. Zuerst 1785, als er mit Knebel und dem Studenten Dietrich vom Fichtelgebirge botanisirend und Mineralien sammelnd hereinkam und kurze Zeit in Eger verweilte. (Knebels Tagebuch notirt: „Am 4. Juli Morgens 7 Uhr verließen wir Wunsiedel und kamen Ein Uhr nach Eger. Unsere mineralogische Tour schrieb ich daselbst auf“), dann 1786 an jenem prächtigen Herbstmorgen des 4. September, als er verstohlen Karlsbad verließ und nach Italien fuhr.

Das Jahr 1808 endlich, seine Anwesenheit in Franzensbad und vor allem das Interesse an dem „vulkanischen Hügel“ des Kammerbühls haben ihn dauernd dem Egerlande gewonnen. Bis zu Goethe's Erscheinen war von einer Geologie des Egerlandes noch gar nicht zu reden. Die reiche balneologische Literatur, die schon im 16. Jahrhundert beginnend mit der steigenden Berühmtheit der Quelle immer reicher sich entwickelte, faßte nur die heilkräftigen Wirkungen in's Auge und kam erst 1785 zu einer wissenschaftlich gehaltenen Analyse durch Prof. Gren in Halle. Aber die Quelle, ihre Herkunft, ihre Zusammensetzung, ihre chemischen Stoffe, ihre Wirkungen aus den geologischen Bedingungen und der geologischen Bildung des Landes herzuleiten, sie zurückzuführen auf uralte Sprünge und Klüfte des Granits, auf die vulkanische Thätigkeit der Tertiärzeit, aus der ja die Vulkane des Egerlandes und die im Land zerstreuten Basaltblöcke herrühren, auf die quar-

tären Moorbildungen — diese Richtung beginnt jetzt mit Goethe sich zu entwickeln und der Kamerbühl ist der Ausgangspunkt derselben.

Goethe kannte über diesen oft und viel untersuchten „problematischen" Hügel nur die kleine Schrift von Born's*) und die Abhandlung des älteren Reuß (Franz Ambros, 1761—1830).

In den Annalen berichtet er: „Ein längerer Aufenthalt in Franzensbrunnen läßt mich den problematischen Kamerberg bei Eger „öfter" besuchen. Ich sammle dessen Produkte, betrachte ihn genau, beschreibe und zeichne ihn. Ich finde mich veranlaßt, von der Reuß'schen Meinung, die ihn als pseudovulkanisch anspricht, abzugehen und ihn für vulkanisch zu erklären. In diesem Sinne schrieb ich einen Aufsatz,**) der für sich selber sprechen mag; vollkommen möchte dadurch die Aufgabe wohl nicht gelöst und eine Rückkehr zu der Reuß'schen Auslegung gar wohl räthlich sein."

Damit ist er gewonnen. Das Interesse an der geologischen Ergründung des seltsamen Thalkessels, die Suche nach weiteren „Feuer- und Glutspuren" beschäftigte ihn dann in den Jahren 1820—23 fortdauernd, und bis zu seinem Tode gedachte er in seinen Briefen der schönen und herrlichen Tage, die er in diesem Gau zugebracht. —

Wenige Tage nur dauerte Goethe's Aufenthalt in Franzensbad. Am 21. Juli fährt er nach Karlsbad zurück. „Wie ich herübergekommen bin (schreibt er am 22. Juli an sie) weiß ich selbst nicht. Die Nacht war herrlich, der Weg so gut er sein kann, die Pferde rüstig, der Kutscher brav. Ich war in Gedanken bei Ihnen geblieben und merkte nicht, daß es fortging; endlich schlief ich abwechselnd und das liebe längliche Gesichtchen war mit aller seiner Freundlichkeit gegenwärtig — ein armseliges Büschelchen lege ich bei gegen „die schöne, reiche, geringelte Gabe." Und die von ihr gesendete Haarlocke mit getrockneten Blumen erwidernd, schließt er: „Tausendmal adieu! Liebe, liebe Sylvie."

Wie lange Sylvie noch in Franzensbad weilte, kann nicht bestimmt werden. Goethe schreibt „in der 14. Woche" seines diesjährigen Aufenthaltes von Karlsbad an Charlotte v. Schiller:

*) 1773: „Schreiben des Herrn Ignaz Ritter von Born an Herrn Franz Grafen von Kinsky über einen ausgebrannten Vulkan bei der Stadt Eger."

**) „Der Kamerberg bei Eger", 1808.

„Wahrscheinlich gehe ich Montag, den 22., hier weg und bleibe noch 14 Tage in Franzensbrunn, wo ich schon etwa 12 Tage versucht habe, zu trinken und zu baden, wobei ich mich vortrefflich befand.“ In der That meldet noch die Kurliste*) (vom 30. August) seine (von Vielen bezweifelte) Ankunft. Wie lange er hier weilte und ob er Sylvie überhaupt noch antraf, ist ungewiß.

Die kleine Bade-Idylle dieses Sommers, in Karlsbad in den Junitagen begonnen, in Franzensbad im Hochsommer fortgeführt, glimmt auch in spätherbstlichen Tagen weiter. Am 19. November noch schreibt Goethe an sie: „Geliebteste Sylvie! ich will jeden Tag, den ich in Ihrer Nähe zubringe, für dreie feiern. . . . Seien Sie nicht so karg gegen Ihren Freund mit dem Ausdruck dessen, was Sie für ihn empfinden, es ist gewiß gut angewendet.“

Goethe und Sylvie von Ziegesar bilden in dem Thema „Goethe und die Liebe“ vielleicht nur eine kleine und bescheidene Episode, aber auch hier schwebt über nüchternen Daten und dürren Notizen jener feine Duft Goethe'schen Geistes, der Zauber des thüringischen Musenhofes, die geistige Atmosphäre der Weimarer Hofgesellschaft — etwas ganz Neues in dem so nüchternen Thalkessel des Egerlandes.

---

*) Kurliste von 1808 (wobei zu bemerken, daß bei den einzelnen Daten blos der Tag der Durchreise angegeben ist, ohne daß ein dauernder Aufenthalt damit verbunden gewesen):

15. Mai. Herr Joh. Wolfg. Goethe, Geheimrath und Herr Friedr. Wilh. Riemer, Gelehrter aus Weimar, wohnhaft im Traiteurhause.

7. Juni. Herr August Friedr. Karl Baron von Ziegesar, herzogl. sächs. goth. Minister und Kanzler, mit Frau Gemahlin und Fräul. Tochter, wohnhaft zu der weißen Schwan.

8. Juni. Freifrau v. Seckendorf, geb. v. Uechtritz, Gemahlin des königl. sächs. Kammerherrn, nebst Gesellschafterin Mad. Pauline Gotter, und Herr Karl Baron v. Uechtritz, königl. sächs. Kammerjunker, wohnhaft zu der weißen Schwan.

15. Juli. Herr Friedr. Freiherr v. Ziegesar, herzogl. sachsen-gothaischer Oberforstmeister, wohnhaft bei Herrn Loimann. Frau Kammerherr v. Seckendorf mit Mademoiselle Gotter aus Thüringen, wohnhaft zu der weißen Schwan.

30. August. Herr Joh. Wolfg. v. Goethe, herzogl. weimarischer Geheimrath, und Herr Friedrich Wilhelm Riemer, Privatgelehrter in Weimar, wohnhaft bei Herrn Loimann.

IX.

Am Kapellenberg.

Es war einer jener schönen wehmüthigen Herbsttage, als ich vom Voitersreuter Bahnhofe der waldigen Granithöhe zuschritt; die öden Stoppelfelder um mich her boten einen gar trübseligen Anblick, an den Feldrainen zirpte und wisperte es kläglich hin, nur die Sonne stach heiß mit ersterbender Kraft aus grauen Wolken. Bald war Schönberg erreicht. Ein stattlicher Herrensitz ragt noch ehrenfest und behaglich über den Häusern des kleinen sächsischen Ortes. Alte Nußbäume stehen im Hof, prächtige Linden breiten ihre Zweige über das Dach und an den alten Mauerwänden grünt üppig und reichlich wilder Wein empor.

Eine schöne Allee alter Kastanienbäume führt vorbei neben dem alten Parke, in dem knorrige Stämme in prächtigem Gedeihen sich entfalten.

Hier steigt die Straße steil bergan. Noch schiebt sich eine Reihe einzeln stehender Häuser hinauf, dann führen schweigsame Waldpfade zur Berghöhe.

Es ist eine wundersame Wanderung inmitten dieses jung und kräftig aufsprossenden Tannendickichts. Ein kräftiger Würzgeruch entströmt ihm. Nur selten unterbricht das Schweigen der Gesang eines Vogels oder ein leise aufrauschendes Waldesweben. Dann ragt eine uralte Kiefer mit zersplitterten Aesten gespenstig über den Jungwald herein. Dort stehen Reihen von Stämmen, silberüberrieselt von mattglänzenden Flechten. Eine Waldwiese thut sich auf, wildes Gestein häuft sich, von Farrenkraut umgrünt, über einem Waldquell, das Ganze umstanden von alten ernsten Bäumen. Und während man immer höher hinansteigt, öffnet sich auf Momente der Wald — man sieht einen öden Waldhau mit morschen Baumstrünken hinab, und hier in der Tiefe dehnt sich eine weite Fläche, von röthlichen Lichtern der Herbstsonne wundersam umflogen — das Egerland.

Bald ist die Höhe des Berges gewonnen, wo einsam ein wettergeschwärztes Holzgerüst ragt. Der Rundblick, der sich von hier dem Auge aufthut, ist ganz unvergleichlich.

Kein Laut um uns, alles ist in Ruhe. Ein Mückenschwarm tanzt im matten Sonnenlicht und zieht dann schräg gegen die lauschend oder betend aufgerichteten grünen Tannengipfel. Eine feierliche Andacht schwebt aus den kraftvoll und mächtig zu uns emporsdräuenden Waldhöhen, die sich wild und unregelmäßig gegen Sachsen hineinziehen. Links in der Tiefe wölben sich die anmuthigen, üppigen Kuppen des hinter Wildstein aufsteigenden Störlberges, Kohlranges und Vogelherdberges, von blauen Teichen unterbrochen. Lässig schleicht, von den nebeltrunkenen Höhen der Karlsbader Berge überragt, die hagere Phyllitkette des Leibitschkammes hinüber zu dem weißen, glänzenden Punkt, der dort aus verschwommenem Grau herfürgleißt — Kulm. Hochauf, ein junger granitner Riese, ragt der Kaiserwald. Er ist herrlich anzuschauen, wie er erst still sich hebt, dann plötzlich im mächtigen Widerstreben zu ganzer Kraft gesammelt trotzig vom Land sich abstößt und nun in herrlicher Haltung dasteht, alles überragend, was vor ihm liegt. Edle Herkunft und Geschichte kündet er, ein letzter Zeuge jener in die Tiefe gesunkenen Erzgebirgsscholle, ein Stürzender, der in aufbäumendem Trotz erstarrte. Flacher und gemächlicher steigt uns gegenüber der Dillen breitspurig zum Lande hinunter. Dann drängen, von seltsamen Lichtern umspielt, die waldigen Fichtelberge herein, die den ganzen Südost besetzen. Alles schwimmt hier grau in grau bis herein zu den letzten Ausläufern des Kohl-, Soos-, Kunreuter Waldes und St. Anna. Ein matter, plötzlich niederbrechender Schein läßt Alles in mattem Silberglanze aufschimmern, der bald wieder verlischt. Es sind ganz wunderbare Lichteffekte. Und inmitten all' dieser uralten Berghöhen liegt der tiefe Kessel des Egerlandes eingebettet, jetzt eine einförmige Fläche, über die ein röthlich trüber Schein einen halb verhüllenden Schleier webt. Nur die glänzend weiße Straßenzeile steigt sichtbar in das dämmrige Land hinein und verliert sich dort, wo ein schwarzer Qualm, der undeutlich vom Land aufzuschweben scheint, Eger andeutet. Zuweilen leuchtet jenes düstere Zwielicht, das über den Fichtelbergen braut, im magischen Glanze auf, dann sind breite Flächen des westlichen Landes rosig angehaucht, in grellem Lichte

zeigt sich die Häuserreihe eines Dorfes, eine dem Grau enttauchende Kirchthurmspitze, der ragende Schlot einer Ziegelbrennerei. Bald ist Alles verschwunden. Kein Laut dringt aus diesem dämmrigen Landschaftsbilde herauf, nur die Nebel weben, Rauchsäulen wallen lässig und verdrossen hie und da auf und das Licht irrt in unsicherem Schein darüber hin. Man wird nicht müde, die ragenden Berge, das stille Flachland und den Kampf des Lichtes mit den Nebeln zu beobachten. Der feierliche Ernst, die Einsamkeit, das Schweigen um uns her ergreifen mächtig. Herbstesahnen kommt dazu. Wotan scheidet, der Lichtgott, der im Frühling die Erdenbraut gefreit. Röthlich trübe schaut sein Auge wie zum Abschied aus den Wolken her auf dies schlafende todte Land, um das schon die finsteren Nebelmächte spinnen. Bald brausen die Herbststürme, Eis- und Frostriesen besetzen die Höhen, grimmige Bergwacht haltend über dem tiefeingeschneiten Land.



X.

Alt-Eger.

Still und unmerklich ist er in's Land gezogen, der müde traurige Herbst mit seinem hellen, starren Scheideblick, seinen über die Flur und durch die Gassen der Stadt ziehenden Silberfäden, seinen frost- und reifgrauen Morgen, prächtig auflammenden Abendröthen und sternenhellen Nächten. Oed' ist die Flur, die Sommerfreude ist dahin, das Bad verlassen. Von Reifkälte eingesponnen versinkt der Gau langsam in grauen Nebeln. Traumhaft liegen im Dunst und Dämmer des Septembertages die Siedlungen, die stattlichen Bauernhöfe des Landes; aus den Dörfern und Vorstädten erklingt der Schlag der Drescher durch die Herbstluft, einige Nimrode streifen durch die Kraut- und Kartoffelfelder, die traumhafte Stille der Landschaft mit übermüthigen Lärm erfüllend. Der Schäfer hüllt sich im rieselnden Regen inmitten seiner Heerde tiefer in den Schafpelz und schaut letzten Wanderzügen der Vögel nach, die durch die Lüfte rauschen oder in Schwärmen an den Bäumen niederfallen. Die Nebel wallen auf aus dampfenden Wäldern, feuchten Flußwiesen und sumpfigen Mooren. Ein grauer Dämmer breitet sich über Alles, in dem die Menschen wie Phantome hinwanken. Jeder Laut der Landschaft ist erstorben im Nebelgrau des hereinbrechenden Herbstabends.

Die Franzensbaderin hat die Salontoilette abgelegt. Ein einfaches Hausgewand umhüllt lässig die schönen Glieder; sie sieht reizend aus, hausmütterlich. Behaglich lehnt sie sich im Fauteuil zurück. Der graue Herbsttag schaut so fröstelnd zum Fenster herein, sie rückt zum Kamin, wo schon ein lustiges Feuer prasselt. Sinnend schaut sie in die Flammen und träumt. Vom Frühling, von süßem Hoffen und bangem Erwarten; die Freuden des Hochsommers ziehen vorbei, das Festgetöse, die sich jagenden Vergnügungen, die Farbenpracht und der Schnitt der Toiletten; lächelnd gedenkt sie süßer Freuden, zärtlicher Erlebnisse, stammelnder Bekenntnisse; fröhliche Gesichter tauchen auf, lachen, nicken, winken und grüßen —

es flüstert und scherzt — ein lachender Sommertraum, der im Prasseln des Kohlenfeuers verfliegt. Traurig schaut sie in die herbstliche Flamme, seufzend gedenkt sie großstädtischer Winterfreuden, schaudernd des langen Winters in der Provinz — und hebt sich schließlich müde, um als braves, praktisches Hausmütterchen das Soll und Haben der verflossenen Saison beim milden Schein der Hängelampe gründlichst zu erwägen. —

Ich streife wieder verdrossen um die Schanzen der alten Bürgerstadt. Das Laub rauscht zu Füßen und jagt in den alten Stadtgräben hin. Ich folge den alten zerbröckelnden Resten der Stadtmauern, wie sie traurig durch die Gärten schleichen, hier von einem Thürmchen flankirt, dort eingesponnen von grünem Gerank, oder blutroth mit ihren von wilden Wein umsponnenen Reiterziegeldächern durch die gelben Farben des Herbstes sprühen. Verlassen sind die Basteien. Ein wirrer Blättertanz fegt die Terrassen hinauf, wo man unter blühenden Kastanien einst die laue Sommernacht erwartete. Jetzt lockt die niedere, braungetäfelte Bierstube mit dem warmen Kachelofen zum Vespertrunk. Wie öde der Marktplatz! Mit erlogenem Eifer schnaufen die Omnibusse die Bahnhofstraße herein, als stünde Eger noch auf der Höhe seiner „historischen“ Sommersaison. Alles vorüber. Es fehlt das langsam über den Marktplatz heraufkriechende Ponnygespann, der unter den Akazien des Stadthauses haltende Zweispänner, die lässig im Wagen zurückgelehnte Dame, welche flüchtig mit dem Glas die eckigen Häuser, den schwarzen Röhrkastenwastel, die Schillertafel streift und den Kutscher schneller fahren läßt. Es fehlen die braven Trupps sächsischer Studenten, die unter Führung ihres Oberlehrers mit rühmlichen Eifer in glühender Mittagshitze historische Kritik üben, jedes Wappen, jeden Spitzbogen, jedes kunstvolle Gitter, jeden alten Bogengang beachten und mit bereicherten Kenntnissen und einem fröhlichen Marschlied zum Thor hinausziehen. Und wo sind die Prozessionen, die im Mai mit Gesang durch die Straßen zogen, wo die Turner, Sänger und Schützenbrüder, die mit Musik empfangen als geschätzte Sommergäste vergnüglich den kühlen Bogengewölben des Rathskellers zusteuerten? Wo die alte brave Reisekutsche mit dem rückwärts aufgeschnallten Lederkoffern, die vom Fichtelgebirge erzählt und schwerfällig durch den Thorweg des Hotels rollt?

Alles vorbei. Die Welt ist alt und grau, ein nüchterner Arbeitsplatz geworden. Das Gerassel der Arbeit verscheucht alle Bilder voll Licht und Farbe. Phantastisch steigt in der Luft auf ein mauerumgürtetes Stadtbild als nüchterne Werkstätte. In dem verschwommenen Grau des Herbstnebels erkennt man das Enge, Niedrige, Gedrückte, Eckige, Unschöne. Robuste, vierschrötige Häuser lehnen breitspurig aneinander mit breiten Thorwegen und finsteren Holzstiegen, breiten, rothen Ziegeldächern, mit hochaufgereckten oder jäh niederstürzenden Dachschläcken, die das traurig hinschleichende Marktleben belauern. Finster reckt sich ein alter Dom auf aus der niedrigen Häuserreihe seiner Umgebung, mit seinem verblichenen Christophorus-Fuß, seiner Sonnenuhr und dem geschwärzten Gestein, an dem das rothe Laub des Herbstes brennt. Altes Winkelwerk der Klosterkirchen steht herum, mit hallenden Kreuzgängen, kunstvollen Gewölben, verwilderten Klostergärten und bleigefaßten Fenstern. Stille Höfe mit leise fallendem Herbstlaub, braunem Holzfachwerk, großen Bierfäßern, erfüllt von Malzgeruch und dem Dampf der Bräupfannen. Dröhnend klingt von dohlenumkrächzten Thürmen der tiefe Klang der Glocken nieder, die Rathhausuhr schlägt hallend die Stunde über den Platz und leitet mechanisch die kleine Welt der Arbeit, die hier da unten in den Kanzleien und Geschäftshäusern sich regt.

Das ist die Welt der Arbeit, des Bürgerstandes mit ihren Domen, Klosterkirchen, Rathhäusern, Zünften, Gewerben und Methstuben. — Wir wittern die graue Luft des Mittelalters, die vertraute Zeit des XVI. Jahrhunderts; reiche Pfeffersäcke, Händler und Gewürzkrämer spielen die großen Herren. Betrüblich schleicht man durch das Thor, mit bösem Blick gestreift vom mißtrauischen Thorwärter. Ahnt er in uns einen beutespähenden Bachanten, oder einen lungernden Raubritter der Umgebung oder gar den verkappten Humanisten, der mit neuer Lehre und neuem Wissen das bis dahin geduldige Volk aufreizen könnte? Schon höre ich die bösen Stimmen krächzenden Weibervolks. Aus der Methstube tönt das fröhliche Spottlied Nürnbergers über den vergeblichen Zug der Egerer gen Wunsiedl. Lose Streiche Schembachs erzählt man sich mit lachendem Gesicht. Dort schreitet Endres Beyer, ein Gerichtsschöffe, über den Marktplatz. Er ist ernst, denn es gab Streit in der Rathssitzung. Von eklem Pöbel umstanden,

steht ein schönes Kind aus dem Volke am Pranger. Es ist ein gewohntes Schauspiel. Das fröhliche Gesicht eines alten, verwitterten Jahrmarkthändlers grüßt mich vergnügt unter der Tuchkappe. Ich blättere in seinem Kram: alte Gassenhauer, Fliegende Blätter, Volkslieder, Schaudermären, Lieder, zu singen im Ton: „Es wohnet Lieb' bei Liebe“, „ich stund an einem Morgen“, „kommt her zu mir, spricht Gottes Sohn“ u. s. f. Auch verbotene Waare: Neues von Erasmus, die Epistolae obsc. vir.; Facetien und Spottspiele auf die Päpstlichen. Ein Stadtbüttel verkündet in einem Erlaß des Rathes die Ankunft einer kaiserlichen Majestät.

Im Schauen alten deutschen Stadtlebens schreite ich durch die Gassen zu den Ruinen der Burg; rieselnder Blätterregen sinkt traurig über kümmerliche Baureste und verfallene Gemäuer — verworren klingt der Lärm der Stadt herauf; die Lohmühlen stampfen, die Brettsägen knirschen, die Wägen rasseln; schwermüthig Glockengeläute zieht träg über die nebelumfangene Stadt. Hie und da zertheilt sich das Grau. Dann zeigen sich alte Thürme in Baumgruppen versteckt am Flußufer, aus unzähligen Schlöten aufziehender Rauchqualm, ein Schein ziegelrother Dächer, ein Fabrikschlot, das Gerberviertel mit sonnengebräunten Holzbauten, haubenförmig übergestülpten Dächern, Gruben, Magazinen und am Flußufer entlang hängenden Lederhäuten, denen kräftiger Lohgeruch entströmt.

Ein nebelfeuchtes Thal dehnt sich zur Linken. Mit trauriger Stille lockt es, dem Lärm der Stadt zu entfliehen. Oede geht es sich unter den alten, knorrigen Pappeln und breitästigen Ulmen mit langsam fallenden Blättern. Letzte Vogelstimmen wispern kläglich in den Aesten. Kein Kahn mit bunten, farbigen Wimpeln zieht mehr den Fluß hinauf. Das Thal ist still und scheint zu träumen. Starr stehen die hohen, steifen Pappeln im Wiesengrund, an denen die Blätter wie glänzende Schuppen kleben. Der Wald schweigt. Eine schwarze Masse steht er da. Nur der Birkenwald brennt noch in glühenden Farben durch das Grün der Fichten, das tiefe, gesättigte Rothbraun der Buchen sprüht durch das Geäst und hie und da lodern einsam, wie stille, flammende Leuchten, verglühende Laubbäume.

Fröstelnd stehe ich auf der leeren Terasse von Siechenhaus und schaue nieder auf das alte, dämmrige Stadtbild. Herbstnacht sinkt traurig um mich. Röthliche Lichter glüh'n in der Ferne auf.

Nebelsäulen entsteigen dem Thal; lässig zieht es in grauen Streifen über die Baumkronen des Waldes hin in geheimnisvollem Weben und Schweben. Und plötzlich bricht eine Flammenlohe jäh im Westen herauf und röthet den Himmel; in feurigen Gluthen flammt es durch die Stämme herein und beleuchtet ein träges Nebelmeer, das den Wald umwogt. Wie ein letztes Lebewohl sendet es der Sonnengott dem im Nebel versinkenden Lande. Ein erschütternder Feuerzauber, in dessen Pracht feierlich die tiefen und hohen Stimmen der Abendglocken hineinklingen. —



XI.
In Winterszeit.

Auch der Winter nimmt manchmal Künstlerlaunen an. Entweder kommt er zu früh oder zu spät, er ist durchaus souverän und kehrt sich an kein Gebot. Als elementare Naturkraft ist ihm die Schablone verhaßt. Schon ist Weihnachten vor der Thür, kleine Wägen mit Tannenbäumchen ziehen über den Marktplatz, in den Schauläden prangen reiche Festgeschenke, die illustrirten Zeitungen bringen tiefeingeschneite Geschichten und Bilder — kurz echte und rechte Weihnachtsstimmung ist eingezogen in den Häusern der Stadt — nur er fehlt noch, ohne den Alles nüchtern, leblos und gewöhnlich ist, ohne den es keine echte Weihnachten gibt.

Das Publikum ist bereits ungeduldig, es fehlt nicht an boshaften Zwiegesprächen, an ingrimmigen Verwünschungen und voreiliger Kritik, an höhnischen Bemerkungen. Aeußerst überflüssig natürlich.

Er wartet schon längst versteckt hinter den Randgebirgen, drüben am Kaiserwald oder hinter dem schwarzen Holzgerüst am Kapellenberg, streicht sich lächelnd den schönen weißen Bart, der sein rothes Gesicht umwallt und schaut mit hellen blauen Augen in's Land hinunter. Zwar sieht man's ihm an, daß er manchen steifnackigen Tropf und manches andere noch gern ein wenig auslüften würde, aber er ist im Grunde genommen ein guter Herr und hat nur deswegen so lang gewartet, bis alle armen Teufel genug Holz und Kohlen eingefahren haben, um seine grimmige Alleinherrschaft nicht allzu bitter empfinden zu müssen.

Fasolt, sagt er gemüthlich und setzt sich seine blanke Eiskrone auf das lockige Haar, Fasolt, heb' dich, es ist Zeit, fangen wir an.

Es kracht zwischen den Tannen, ein gewaltiger Eis- und Frostriese hebt sich schwerfällig auf und reckelt sich ungeschlacht in die Höhe. Sein Athem ist Frost, der Teiche und Flüsse mit Eis überzieht und die Fenster mit Eisblumen bedeckt.

Nur immer d'rauf los, mahnt der König, und fahr' ihnen diesmal gehörig um die Nasen. Sie haben längst alle Schonung verwirkt.

Und Fasolt läßt sich nicht spotten. Mit gewaltigen Händen fängt er sich verloren am Himmel hinziehende Wolken ein und ballt sie zu Massen zusammen, während er grimmige Kälte in's Land niederschnaubt. Eine blaue Wolkenwand steigt über den Berghöhen auf und zerfließt in Grau. Es schneit. —

Am Morgen ist die Welt verwandelt. Schneebelastete Wälder, eingeschneite Dörfer. Trutzig schaut die alte räucherige Stadt aus mit ihren Thürmen und Dächern, ihren verschneiten Brückenheiligen und Brunnenfiguren, umgeben von der glitzernden Pracht schneebereifter Gärten. Wie putzig der alte Roland am Marktplatz steht mit seinem Schneebarett und den frierenden Spatzen, die sich um seinen verrosteten Speer drängen. Wie flockig es an den Häusern und den Gartenzäunen hinhängt. Ungeheuren Korallen ähnlich verästeln sich bereifte Bäume. Majestätisch steigt die Sonne auf und bricht durch die Reifkälte des Morgens und den schwarzen Qualm der Schlöte. Schon klirren flüchtige Schlitten durch die Straßen, klingendes Getön der Schlittschuhe klingt durch die feierliche Stille des Egerthales, wo verschneite Fichten unter der Schneelast sich biegen. Tagsüber enthüllen sich prächtige Eisbilder: Wimmelndes, lärmendes Volk tummelt sich ungelenk auf der Eisbahn des Flusses, überragt von den Schanzen und Basteien der alten Burg und den Thürmen der Stadt — Bilder, wie sie die alten Niederländer gemalt, beleuchtet von dämmriger, rothbrünstiger Wintersonne.

Es sinkt die Nacht. In wilden Schauern stöbert es wieder durch die Gassen, schnaubt durch die Rathhausbögen, fegt an den Dächern nieder. Durch treibende Schneewolken leuchten rothe Fenster, flackernde Laternen. Wie ist man froh, sein kleines Heim erreicht zu haben. Hier lodert und prasselt schon ein behagliches Feuer, es stürmt und saust im Kamin und vermehrt das Behagen im kleinen Studirzimmer. Die Zeitungen sind tagsüber ausgeblieben, die Bahnzüge blieben im Schnee stecken, weltfern und abgeschnitten von dem großen Treiben der Welt, meint man doch das dumpfe, verworrene Brausen derselben wie aus weiter Ferne zu vernehmen. Die Poesie des häuslichen Heerdes, altes deutsches

Leben dämmert auf in diesen langen Winternächten beim trüben Schein der Hängelampe und loderndem Heerdfeuer. Wie Faust sinnt man über den Büchern und blättert in alten Stadtchroniken, alte Gestalten beschwörend, bis drüben über den Gärten und Dächern der „trübsel'ge Freund“ erscheint und voller Mondenschein mit grüngoldenem Licht durch die Fensterscheiben bricht.



XII.

Das Tagebuch des Endres Bayer.

Wer ein Bild altegerer Stadtlebens gewinnen will, der lese sich in solchen Winternächten einmal ehrlich hinein in das Tagebuch des Egerer Bürgers und Gerichtsschöffen Endres Bayer, eines schlichten und einfachen Mannes, der treu und sorgsam verzeichnet, was sich von 1558 an in Eger Merkwürdiges ereignet hat. Sein Geschlecht ist seit 1388 kundbar. Als jungen Mann, 30jährig, lernen wir ihn kennen. 1558 tritt er in die Gemeindeverwaltung („die geschworene Gemein“), ohne ein bestimmtes Amt zu begleiten. 1564—98 ist er Schöffe des Gerichts und seit 1581 Aeltester. Es geht ihm gut. Er besitzt ein Haus, hat ein Weib, mit der er am 8. Oktober 1562 fröhlichen Kirchgang gehalten. Auch von einem Gärtlein vorm Thor vernehmen wir einmal; am Land draußen, bei Taubrath herum besitzt er Güter, Teiche und Waldungen. Oft ist er über Land, als Schöffe des Gerichts, oder um eine „rainung“ vorzunehmen, eine „schurpf zu erneuern“. Um ihn her in der Stadt, in den alten Bürgershäusern lebt seine reiche Verwandtschaft. Sein ältester Bruder ist eine zeitlang Bürgermeister. Er macht uns auf's Eingehendste mit seiner Verwandtschaft bekannt; wir nehmen Theil an allem Menschlichen, das bei so vielen Gevattern, Schwägern und Vettern, aber auch bei seiner übrigen Bekanntschaft vorfällt. Bald ist's eine Kindstauf', bald hören wir von einem „Leihkauf“. Nicht lange drauf, so wird man „ausgeboten“ und nach fröhlichem Abholen der Braut tritt man „mit drumel und pfeifen“ den Kirchgang an. „Hat wirtschaft g'habt“ wird dann kurz und bündig im Tagebuch vermeldet. Aber auch düstere Leichenzüge erspart er uns nicht. Es füllt sich der Platz vor dem Leichenhause, je nach Stand oder Würde tragen Edelleute oder Mitglieder der Zunft den Sarg durch den Rathhausbogen, von „prinnenden Fackeln“ umgeben. Man bestattet in die Pfarrkirche, in's obere Kloster, auch ein neuer Gottesacker

wird erwähnt und ein Kirchhof „bei der Schul“. Verbrecher und Ermordete kommen auf den Johanniskirchhof.

Als Schöffe und Beisitzer des Gerichts hat natürlich Endres Bayer reichlich Gelegenheit, tiefe Blicke in die Sitten seiner Zeit zu thun. Ein Verbrecher „kommt ein“ oder wird „verstrickt“. Meist ist es Todtschlag, Mord, Verläumdung. Das „erste Recht“ wird gehalten. Je nach dem Grade des Verbrechens kommt er in einen der vielen Thürme der Stadt (Feylthurm, Haubnerthurm u a.). Verwandte legen sich drein, er wird „erbeten“ oder kommt mit einer Geldstrafe oder gegen „urpfed“ davon. Häufig ist das Prangerstehen und Flaschentragen um den Markt. Schwere Verbrecher werden gehängt, enthauptet, gerädert, verbrannt, verstümmelt. Die ganze barbarische Justiz jener Zeit erscheint vor uns mit ihrem gräßlichen Apparat, ihren Folterkammern und Marterinstrumenten; vor dem Rathhaus, mitten am Marktplatz und an der Oberthorstraße steht der Galgen; vor der Stadt draußen ragt der gespenstige Rabenstein mit dem Rad.

Dann folgen wieder Berichte über Gemeindeangelegenheiten; stürmische Rathssitzungen, erbitterte Anklagen gegen die Losung, „als gehe man nit threulich umb, und thue nit rechtschaffne rechnung“, welchseln mit reichlichen Beiträgen zur chronique scandaleuse, Tagesgesprächen, kleinstädtischem Klatsch, elender Verlästerung, gegenseitiger Nergelei. Erotische Abentheuer werden oft nicht ohne Behagen angemeldet, aber auch elendes Kleinleben, Balgereien, lose Streiche der Bürgersburschen, Kämpfe mit der Schaarwache und der Zünfte untereinander. Der gegenseitige Hader und eifersüchtige Kampf schwindet erst, wenn plötzlich der rauhe Zug der Zeit durch die Thore und den dreifachen Mauerring der Stadt fegt, oder die Ankunft einer kaiserlichen Majestät bevorsteht. Man reitet dem Kaiser entgegen. Die Begrüßung ist „zierlich und höflich“. Am Stadtthor wartet der Rath in ernstem Schwarz, mit wohlgesetzter Anred' und den Schlüsseln der Stadt. Rede und Gegenrede. Drauf Einzug in feierlich gehobener Stimmung. Der Habsburger ist düster, er gedenkt des Reiches, der Ueberhebung der Fürsten, des kommenden Reichstages, der Türkensteuer. Unter einem Traghimmel, den vier vom Rath tragen, reitet er durch das Schefthor ein, die Schefgasse hinauf zur Pfarrkirche. Rechts und links steh'n die Bürger und Stadtschützen in Wehr und Waffen.

Die Glocken läuten, die Feldschlangen dröhnen. Unter dem gothisch geschwungenen Kirchenthor steht die Klerisei und empfängt den Kaiser neuerdings mit behaglicher Würde. Ein Tedeum rauscht durch den Hallenbau. Der Kaiser verbringt einige Tage in der Stadt; sein Gefolge ist bei den Bürgern einquartirt. Der Rath hält alles frei. Süßer Meth, Bier, Wein werden faßweis' verzapft, ein ehrbar Geleite folgt beim Abzug.

Solche Tage, damals nicht selten, bringen Neuigkeiten, einen frischen Zug des Lebens und vor Allem Stoff zum Gerede. Es dauert nicht lange, so plätschert wieder das eintönige Stadtgetriebe mit seinem Kleinkram. Vasnacht, Kirchweih, ein Schießen auf der Brühlwiese, „ein gespiel von der Rebecca", wechseln in bunter Folge mit Unglücksfällen, Bränden, Klagen über Theuerung, Marktpreisen. Die großen Bewegungen der Zeit, die Reformation, die Bauernkriege, die schmalkaldischen Wirren finden bei dem guten Endres Bayer nur einen matten Wiederhall in den Predigten des Thilesius, einer kleinen Bürgerrevolte, Truppen und Landknechtszügen. Er ist befangen in dem kleinen engen Kreise des Stadtlebens. Das einzige reformatorische Glaubensbekenntnis ist sein Antrag beim Stadtrath: „daß man des gesanges in der kirchen mehr solle singen":

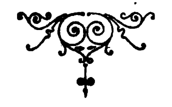
erhalt uns Herr bei deinem wort
und steur' des bapsts*)

Daneben reizende Naturbilder: wir sehen die tiefeingeschneite Stadt im Winter, wir waten mit ihm durch den Schnee über den Marktplatz und hören, wie es durch die Rathhausbögen wettert und um Giebel und Wetterfahnen streicht. Dann brausen Frühlingsstürme, es saust verheißungsvoll in den Kachelöfen der Patrizierstuben, im Egerthale geht das Eis, es wird groß Wasser. Der

*) Dr. Martin Luther ist der Verfasser dieses wenig gekannten dreistrophigen evangel. Kirchenlieds. Der vollständige Titel lautet: „Ein Kinderlied zu singen wider die zween Erzfeinde Christi und seiner heiligen kirchen, den Bapst und Türken." — An die wuchtige Kraft und markige Gedrungenheit von Luthers andern gewaltigen streitbaren Sturm- und Drangliedern für die junge evangel. Gemeinde dieser Zeit (ich erinnere nur an: „eine feste burg ist unser Gott"; „sie ist mir lieb die werde magt") reicht es wohl nicht heran. Immerhin ist Bayer's Antrag sehr bezeichnend für die kleine Egerer Protestantengemeinde, wo 1564 Hieronymus Thilesius „zum ersten(mal) gepredigt rein lauter gottes wort" wie es in einem Lied dieser Zeit heißt.

Sommer zieht mit Gewitter und Hagelschlag über das Land, bis Herbst und Winter wieder ans trauliche Erkerstübchen mahnen.

Endres Bayer ist alt geworden. Mannigfacher Aerger gegen solche, denen er vertraut und die ihm dann treulos geworden, hat ihm auch nicht gefehlt. Doch notirt er auch fröhliche Kirchweihfeier mit guten Freunden oder durchreisenden Edlen, die bei ihm einquartirt gewesen. 1598 stirbt er, nachdem er vier Jahre früher mit dem 12. September sein Tagebuch abgeschlossen. So nüchtern und angelenk, so „holzschnittartig" er auch schreibt, so roh uns auch Manches an diesem altdeutschen Leben erscheinen mag, es bleibt in seiner Art doch ein ebenso wichtiges Dokument aus dem sozialen Leben des 16. Jahrhunderts, wie die Urkunden des Stadtarchivs, eine kulturhistorische Novelle: Bürgerliches Leben in einer kleinen deutschen Stadt zur Zeit der Reformation — Alteger ist es, das Eger des Bürgerthums, wie es Caspar Bruschius, der heimische Humanist für des seligen Münster Cosmographia gezeichnet und beschrieben hat.



XIII.
Bau- und Kunstgeschichtliches.

Wer die Physiologie eines Gaus schreibt, muß sich eine seltsame Werkstätte errichten. Ein stummer Körper liegt das Land vor mir. Wie ist es entstanden, wie hat es sich gebildet, wie finde ich die Gesetze der Entwicklung?

Die ersten Dokumente sind das Gestein. Aus der geheimnisvollen Bildung der Berge lese ich urweltliche Katastrophen heraus. Verkohltes Wurzelgeäst, aus dem Boden kriechend, versteinerte Eichen in der Tiefe gefunden, Knochengerüste urweltlicher Thiere, in Kalklagern versteckt, rothbraunes Gestein, der Erdscholle entquellend, übermooste Basaltblöcke im freien Feld, Sandlager, Moore, Kohlenlager, Mineralquellen, Lava, vulkanisches Gestein verrathen die Entstehung, das geheimnisvolle Zaubergeräth der schaffenden Natur.

Neue Dokumente erscheinen mit dem Auftreten des Menschen. Die Waldrodung, die Flur und Waldnamen, die Dorfsiedelungen und die Art ihrer Benennung, zeigen die ersten Formen des Lebens.

Die nächsten Dokumente bilden, lange bevor noch die schriftlichen Urkunden des Archivs oder Chroniken in Betracht kommen, die Baudenkmäler. Sie zeigen die Art und Weise der Wohnung, die höhere oder tiefere Stufe der kulturellen oder künstlerischen Entwicklung. Es sind versteinerte Bücher, aus denen man den Geist entschwundener Zeiten liest. Eine neue Welt thut sich auf, wir treten ein in geheimnisvolle Gewölbe, seltsam geschwungene Bogenformen, oft von wunderlichen Fratzenbildern umrankt. Versuchen wir eine Wanderung durch die Baudenkmäler dieses Gaues — vielleicht finden wir im Lesen dieser versteinerten Runenschriften interessante Beiträge zur Charakteristik der Zeit und der hier lebenden Generationen.

* * *

An die alten Fischerdörfer, an die wendischen Strohhütten im Moor erinnert natürlich heute nichts mehr als die Dorfnamen.

Die Baugeschichte des Egerlandes beginnt mit dem schwarzen Labathurm. Ein alter Berchfrid, räthselhaft in seiner Entstehung, von Hypothesen umwittert, in waldreicher Gegend einsam ragend, künden seine cyclopisch gehäuften Lavablöcke ein Dokument der rauhen Zeit des X. Jahrhunderts. Die kunstvolle Häufung des Gesteins ist noch Nebensache, eine sichere Zufluchtstätte im Kampf ist der einzige Zweck dieser Steinbauten. Dasselbe Prinzip, das einst Pfahlhütten und Pfahldörfer zum Schutz vor wilden Thieren in den See bauen ließ, begegnen wir auch noch bei älteren Bauernhöfen*), die wie kleine Festungen isolirt stehen, von Wasser umgeben und mit einer Zugbrücke versehen.

Erst im XII. und XIII. Jahrhundert, in der Stauffenzeit, beginnt die eigentliche Kunstgeschichte am Nordgau. Ein reicher Kranz von Burgen und Schlössern ersteht im Land, meist auf ragenden Felsen gebaut, von Schluchten umgeben, mit einem Rundthurm als Lugeck in's Land schauend. Immer noch spricht Kampf und Vertheidigung aus der Art und Anlage dieser Bauten, aber schon findet sich reichere, vollendetere Bildung; kein roh gehäuftes Gestein mehr, sondern kunstvoll verbindende Wölbungen, und künstlerische Formen in der Ausführung. Das schönste Dokument dieser Zeit bildet die alte Kaiserburg, die Hohenstaufenburg mit ihrem romanischen Saalbau und der seltsamen Burgkapelle. Letztere mit der ganz originellen Mischung des Rundbogenstyls und der schlanken zierlichen Gothik (einer exotischen, normännischen Säule nicht zu vergessen), dürfte in Deutschland selten oder gar nicht mehr gefunden werden. Es ist in der That eine merkwürdige Empfindung, wenn man aus den massiven, derben Steinmassen, der nüchternen, düstern, versteckten, fast möchte ich sagen päpstlichen Bauart der romanischen Kapelle, in die schlanke, edel aufstrebende, an den deutschen Tannenwald erinnernde Gothik der oberen Kapelle tritt. Es ist eine versteinerte Illustration jener Zeiten, wo Kaiser und Papst um die Herrschaft der Welt ringen. Einen vollständigeren Begriff alter Burganlage gibt Seeberg. Hier sind deutlich die

*) Auf die Bauart dieser Höfe und ihrer mehr oder minderen Verwandtschaft mit dem fränkischen oder thüringer Typus gehe ich deswegen nicht näher ein, weil darüber schon zu viel geschrieben worden. In neuester Zeit gewinnt übrigens neben der altdeutschen Stube auch bäuerlicher Hausrath und die Ausstattung von Bauernstuben im egerländer Styl eine gewisse kunstgewerbliche Bedeutung.

durch eine Schlucht getrennte Hauptburg und Vorburg zu erkennen. Auch Wildstein, Kinsberg vor allem mit dem düsteren Rundthurm, den Goethe für römisch erklärte, geben ergänzende Bilder für die Bauart dieser Zeit. Wer diese alten Schlösser des Landes besucht, findet wenig Romantik. Ueber dem wappengeschmückten Einfahrtsthor rasseln die Weberschifflein, im Burghof flattert die Wäsche armer Häuslerinnen. Hie und da hält ein Trupp Studenten flüchtig Umschau in dem alten zersprungenen Mauerwerk und kneipt um so länger im nahen Dorfwirthshaus. —

Frühzeitig hatten sich um die alte Kaiserburg in Eger Handwerker angesiedelt, welche die Bedürfnisse der Burgleute befriedigten. Ein Gäßchen bildete sich um's andere und schloß sich endlich zu einem kleinen Marktplatz zusammen (dem heutigen Johannisplatz) mit einer Kirche und einem Rathhaus. Das ist die gewöhnliche Bildung und Entwicklung deutscher Städte und das älteste Stadtbild Egers. Im XIII. Jahrhundert erweiterte sich dasselbe noch flußaufwärts, größer und bedeutender, je mehr das Bürgerthum erstarkte und sich selbst verwaltete. Isolirt, von Gärten und Feldern unterbrochen, steht bereits die Dekanalkirche, das Minoritenkloster, das Steinhaus u. a. Die heutige Schefgasse ist in dieser Zeit noch ein Dorf. Recht gut läßt sich nach dem ältesten, im Archiv befindlichen Steuerbuch von 1390, ein Bauplan der Stadt entwerfen mit Gassen und Plätzen (wobei auch „die Kräme", das heutige Stöckl nicht fehlt) und Vorstädten.

Erst im XV. und XVI. Jahrhundert mit dem Verfall des Ritterthums tritt Eger aus bescheidenen Anfängen in den Kreis deutscher Reichsstädte ein. Zahlreiche Stadtpläne und Abbildungen (Caspar Bruschius für Münsters Cosmographie) geben das groteske Bild eines kleinen, von einer dreifachen, mit gewaltigen Thürmen und Thoren flankirten Mauerkette arg zusammengepreßten Städtchens, aus dessen Mitte ein ganzer Wald spitzer Kirchthürme emporschießt. Betreten wir die Stadt durch eines der düstern Thorthürme, so gehen wir (wenigstens nach dem alten Bericht von 1591) schon durch „feine, weite gassen", vorbei an „schönen wohlgebawten heussern". Mitten am Marktplatz steht bereits das neue Rathhaus mit sechs „herrlichen" Stuben und einer Kapelle. Wir zählen im Ganzen zehn Kirchen, zwei Ordenshäuser, vier „gemeine badstüblein", sechs „brewhewser" und vier „Malzhewser". An Rüst-

kammern für Wehr und Gewaffen ist kein Mangel. An der Eger und Pregnitz gibt es Mahlmühlen, Walkmühlen für die Tuchmacher, Lohmühlen für die Gerber und rings um die Stadt sind „viel schöne baumgärten“. Kurz, Eger ist im XVI. Jahrhundert eine gut befestigte reiche und begüterte Stadt.

Sieht man heutzutage von der Ferne auf dies alte Stadtbild mit seinen rothen Ziegeldächern, wie es eckig, unbeholfen, verwittert, rußig, grämlich und düster sich von der Flußseite an hinaufzieht, so mag es wohl ein wenig an Nürnberg erinnern. Freilich fehlt die imposante, von einer Burg königlich überragte Lage und im Innern der reiche, künstlerische Zug, der üppige, aus Reichthum und Renaissance hervorquellende Bausinn der Nürnberger Bürger. Alles ist steif, nüchtern und leblos an den Bauten, krämerhaft wie der kunstabgewandte apatische Geschäftssinn ihrer Bewohner. Hie und da findet sich wohl ein gothischer Spitzbogen, oder eine hohes Alter verrathende, thurmförmige Anlage der Häuser, aber im Großen und Ganzen hat man nur kümmerliche Reste vor sich.

Als Typus eines reichen Patrizierhauses kann noch das Schirndinger Haus am Marktplatz gelten: Reicher gothischer Spitzbogen, ein durch eine kräftige canelirte Rundsäule imposant geschaffener Treppenaufstieg und ein Arkadengang in den Hof hinaus, freilich auch noch sehr bescheiden, wenn man die schwelgerische Ausstattung des Tucher'schen Hauses in Nürnberg betrachtet. —

Die Dekanalkirche, deren Entstehung sich deutlich durch die verschiedenen Stylformen der Bauart verfolgen läßt, zeigt alte, romanische Kirchenthüren und eine bescheiden, aber schön ausgebildete Gothik. Das Kunstgewerbe dieser Zeit verläugnet nicht die Spuren Nürnberger Einflußes und manche wollen gar in den Thürbeschlägen, in Taufsteinen und Sakramentshäuschen, in der Monstranze und Holzschnitzereien der Dekanalkirche die Schule Sebald Schönhofer's, Wolgemut's, P. Vischer's und A. Dürer's erkennen.

Schöne Wohnungsausstattung zeigte auch das Schirdinger-Haus: Marmorkamine, Wandschränke, Holzdecken, Prachttableaus &c. (ich hatte Gelegenheit, diese sehr schönen Arbeiten im Laxenburger Schloße zu sehen). Ein Gang durch's Museum ergänzt diese künstlerischen Reste aus der Blütezeit des Bürgerthums, noch mit kunstvoll geschnitzten Schränken, Zinnkrügen, Zunftläden, Schmiede-

und Schlosserarbeiten, Siegeln, Wappen, alten Federbildern, keramischen Gebilden und bäuerischem Hausrath.

Egers Blütezeit endet rasch, wenn es überhaupt eine gewesen. Die reichsten und intelligentesten Familien verlassen die Stadt. Eger sinkt zu einer finsteren Festungsstadt und ist verrufen als die Mordstadt Wallenstein's. Noch zu Anfang unseres Jahrhunderts verdirbt das schmutzige Loch alle Illusionen H. Laube's.

Die Neuzeit ist angebrochen. Man liest es deutlich genug an den Bauten und dem veränderten Stadtbild heraus. Der alte, trutzige, mauerumgürtete Charakter der mittelalterlichen Bürgerstadt ist dahin. Ein schlotterndes Gewand hängt die Mauerkette um das unschöne Gebilde der Stadt. Die Gräben sind vergrast, alte Birnbäume breiten darin melancholisch ihre Aeste aus, oder grüne Salatbeete gedeihen friedlich neben kleinen Gemüsepflanzungen. Hohe italienische Pappeln ragen höhnisch hinauf zu den Schanzen und Basteien, als wollten sie sich nach der alten Bürgerwehr erkundigen. Aber nur Maßkrüge werden unter den Kastanienbäumen auf den Basteien geschwungen. Die alten Stadtthore sind gebrochen, von den Thürmen steh'n einige melancholisch am Flußufer entlang. Der schrille Pfiff der Lokomotive verkündete das Anbrechen einer neuen Epoche. Ein neuer Geist schritt unsichtbar und schweigsam durch die alte Stadt, eroberte sie, warf Licht und Sonne in die düsteren Gassen, zerschellte das Alte und Faule und schuf Neueger.

Neue Gassen erstanden, auf verschütteten Stadtgräben erheben sich kleine Villen, einfach aber nett gebaut, reinlich und hell, gut gelüftet und beleuchtet. Ganz neue Stadttheile schlossen sich außerhalb der alten Festungsgräben an die Altstadt.

Ragende Schlöte schossen in die Luft, Maschinen und Hämmer rasselten, es klirrte und rollte von neuen Werkzeugen; in kleinen Dampfwolken zischte es verächtlich auf oder warf seinen Rauch schnöd' an die alten Burgruinen und über die Bürgerhäuser. Die Fabrikarbeit lähmte, wie überall, auch hier die Handarbeit, das bürgerliche Gewerbe und damit die Grundlagen ihrer ehemaligen Macht und ihres Reichthums. Eine neue Lebensform kam mit diesen neuen Bauten auf. Ein neues Geschlecht der Arbeiter wuchs trotzig heran und trägt seine blauen Kittel und geschwärzten Gesichter über die Gassen. Die soziale Frage lastet drückend auf den Bauer und Bürger. Sie flackert manchmal auf in kleinen

Arbeiterstricken des reichen Ascher Industrieviertels oder benachbarter Kohlenbecken. Brechen dann gar in gewaltigen Katastrophen die entfesselten unterirdischen Wässer aus der Tiefe heraus, so kann es auch hier zu den gräßlichen Scenen kommen, die Zola im Germinal schildert.

Mühelos liest man aus den Baudenkmälern dieses Gaues die Entwicklung der Gesellschaft heraus. Die Baukunst ist eine versteinerte Geschichte des menschlichen Geistes. Die Fabrik, das bauliche Dokument der modernen Zeit, sowie es die Burg für das XIII. Jahrhundert, der gotische Dom und das Rathhaus für die Zeit des Bürgerthums gewesen.

* *

*

Es fehlt in neuester Zeit nicht an Versuchen, den Zauber der alten Bürgerstadt heraufzubeschwören. In einsamen Winternächten liest man wohl wieder einmal eine alte Stadtchronik, heitere Feste zeigen die alte Tracht der Bürgersleute, im Mondlicht oder im Herstnebel durch die Stadt wandernd, erscheint das phantastische Stadtbild des Mittelalters.

Alte Zunftfeste sucht man wieder in Scene zu setzen, freudig gräbt man verstaubte Chroniken und die alten Privilegien der Stadt aus dem Archiv, baut altdeutsche Kellergewölbe und gefällt sich in der Romantik farbiger Butzenscheiben. Das Kunstgewerbe regt sich wieder und sucht Fühlung mit den Alten; im Museum zeigt man die stolzen Trophäen der Bürgerzeit: die goldene Sonne, von der Burgzinne gebrochen, alte Zunftläden, große Willekums, die bei fröhlichen Gelagen umgingen, die Münzen und Siegel der Stadt, die goldgestickten Häubchen der Bürgersfrauen, daneben grausame Werkzeuge mittelalterlicher Folterkammern. Pietätvoll wandert man die spärlichen Kunstreste der Bauten ab und so gelingt es für Alteger alljährlich eine kleine „historische“ Sommersaison in's Werk zu setzen, in der die Badegäste von Franzensbad zu trübseligen Beileidsbesuchen herüberkommen und ihren Namen im Fremdenbuch des Museums aufzeichnen. Da fehlt es nun nicht an Klagen über den entschwundenen Nimbus der alten Reichsstadt, über den neuen Zeitgeist, über den

Niedergang der Gewerbe. Alte Klage! Bürger und Bauer sind die zwei Kranken im modernen Kulturstaat. Der Historiker kennt ganz genau ihre Krankengeschichte. Sie leiden an den sozialen Uebeln unserer Zeit, an der Massenproduktion, unter der sie zu ersticken drohen. Längst ist es vorbei mit den kleinen Zaunkönigen auf den Bauernhöfen und mit der kraftfrohen, selbstbewußten, reichsfreien Städteherrlichkeit. Als kleine Abtheilungen eines großen Staatswesens dämmern und träumen sie von der alten Größe, unvermögend, den neuen Geist der Zeit unterdrücken zu können.



XIV.
Fastnachts- und Jesuitenspiele.

Der Winter bringt nicht blos das Behagen der Häuslichkeit, die Poesie beim prasselnden Heerdfeuer zum behaglichen Bewußtsein, er weiß auch den im Sommer matt und träg sich regenden Organismus der kleinstädtischen Gesellschaft zu kräftigen Lebensäußerungen aufzufrischen. Es beginnt eigentlich schon im Spätherbst. Man sitzt in der zweifelhaften Beleuchtung herbstlichen Zwielichts unter dem breitvorspringenden Holzdach eines vorstädtischen Bierkellers oder auf der Terasse von Siechenhaus unter dem purpurrothen Weinlaub im Flüstern und Rascheln sinkender Blätter und hört geduldig Erlebnissen sommerlicher Ferienreisen, oder melancholischen Berichten über die Sommersaison zu. Dann kommt allgemach ein kühler Vespertrunk in der Dämmerstunde zu Ehren oder ein kleines Symposion sammelt alte Getrewe zu vergnügter Zwiesprach, entschwindende Reste akademischer Herrlichkeit dem grauen Philisterium zu entreißen. Der Kultus der niedern getäfelten Bierstube beginnt mit blanken Zinnkrügen, Kachelöfen, Rauchqualm, trüben Lampen; schallendes Gelächter auffliegend über saftigen Erzählungen; Grobianismus und vernehmliches Läuten der Sauglocken, wie in der alten Methstube des XVI. Jahrhunderts. Hier duckt sich das kleine Bäuerlein, dort spreizt sich der Bürger, daneben ein „Sewtreyber“ mit der Geldkatze um die Hüften — Figuren, wie sie Fischart beschrieben und Hans Sachs in seinen Fastnachtspielen dargestellt hat. Hier wie dort die Lust an derben Schwänken, Aufschneidereien, gegenseitiger Fopperei und cynischer Erörterung lokaler und sozialer Zustände. Zur Weihnacht kommt es schon zu kleinen Massenansammlungen bei den Liedertafeln der beiden Gesangvereine, nächtlichen Eisfesten am Egerfluße oder Schlittenpartien über die Grenze. Doch das sind alles nur Anfänge geselliger Unterhaltungen. Erst der Fasching bringt den schwerfällig und träg arbeitenden Mechanismus der Kleinstadt in

den rechten Schwung. Unter Zustimmung sämmtlicher Vereine der Stadt erklärt er, daß der Ernst auf die Dauer unleidlich sei und eine fröhliche Heiterkeit und Humor das Allernothwendigste wäre, dessen das ohnedem traurige pathologische Jahrhundert bedürfe.

So erobert er sich lächelnd die Stadt und vereint alles unter seiner fröhlichen Leitung. Alles tanzt. Aus der verräucherten Bierstube zieht man in festlich geschmückte Tanzsäle. Hier prangen die Farben und Abzeichen der Zünfte oder Vereine, von Tannenreisig umgeben. Die Stadtmusikanten blasen wacker los auf ihrem erhöhten Standpunkte und wirbeln das kleine Maskenvölklein drunten kräftiglich durcheinander. In der Morgenfrühe sieht man dann nicht selten wankende Gestalten in bunter Tracht an den Häusern hinschleichen. In dieser einfach bürgerlichen Art vergnügt sich fast jeder Verein. Zuweilen sammeln sich dann alle Zünfte und Vereinigungen der Stadt zu einem großen Maskenfeste. Die ausgegebene Losung lautete einmal: Bürger und Zünfte der alten Reichsstadt Eger sammeln sich vor den Mauern der Stadt zu einem fröhlichen Volksfest. Zeit: XVI. Jahrhundert. Das genügte, um heiterste Thätigkeit zu entfalten. Die alten Trachten der Bürger, Frauen und Jungfrauen wurden nach den Resten im Museum wiederhergestellt, Fähnleins und Truppen geworben, Landsknechtszüge und eine alte „glefneid“ ausgerüstet, kurz die ganze altdeutsche Bürgerwelt in ihrer farbenreichen Tracht, ihrem kräftigen Leben sollte aus Staub und Moderduft wieder erstehen. Vergnügt stand ich währenddem zwischen den Farbentöpfen der heimischen Malerzunft und sah zu, wie unter den Pinselstrichen alte finstere Thorthürme sich dräuend emporreckten, Mauern und Schanzen, Zelte und Methstuben entstanden. Ueber allem aber ragte das alte groteske Stadtbild Altegers, wie es Caspar Bruschius für Sebastian Münsters Cosmographie gezeichnet.

Hoch auf farbenbeklecksten Stuhl stehend, das alte Conterfey in der linken, den Pinsel in der rechten Hand, sah ich es freudig vor mir erstehen, einfach und würdig genug, um die lärmende Fastnachtsfreude einer neuen Generation zu überragen.

* *
*

Sonnenwende! Sonnenwende! In dumpfen Getöse rauschen die Schneelawinen von den Dächern und zerschellen auf dem Glatteis

des Asphalttrottoirs. Eine warme schwüle Backofenluft zieht lau und feuchtschwer durch das Land und über die Stadt. Ein Rieseln, Drängen und Flüstern überall im verschneiten Waldthal drunten, wo die Schneemassen von den Zweigen fallen, in der Eisdecke des Flusses, welche von Wassermassen durchstanden, laut aufkracht, in der Stadt, wo es in den Dachrinnen klimpert, an den Wegen hinrinnt, in die Wasserbehälter flutet. Die Stadt sieht schmutzig aus. Der rußschwarze Schnee rinnt an den Häuserfronten nieder, alles ist feucht und verwaschen und trieft in häßlichen Farben. Der Himmel ist grau, feuchte Nebel hangen dicht über den Dächern herein; zuweilen fällt leiser Regen nieder oder ein Zug von Dohlen zieht krächzend über das dampfende, triefende Stadtbild. Dann aber fliegen die Frühlingsstürme auf, die Wolkenschicht zerreißend. Es stöhnt und saußt in den Oefen, rüttelt an den Fenstern, peitscht das öde nackte Gezweig der Gärten, um es zu neuem Leben wach zu rütteln.

Und in dies jugendliche Kampfgetöse der Natur bricht dann herein das junge Licht der erstarkenden Sonne in jähen, glühenden, jauchzenden Streifen.

Der Winter ist wieder vorbei und der Frühling kommt!

Wer erinnert sich heute noch, daß die Faschingsfreuden in den ersten Monaten des jungen Jahres, diese Lust an Festen und Spielen, an fröhlichen Aufzügen und Mummenschanz, eigentlich auf die urdeutsche Feier der Sonnenwende zurückgeht und die ausgelassenen Freuden des Carnevals, wie sie in großen und kleinen Städten gefeiert werden, nichts anderes bedeuten, als die Freude an der erstarkenden Sonne, die Freude am wiederkehrenden Licht, am Frühling. Besonders bei den nordischen und germanischen Völkern, wo monatelange winterliche Finsterniß das Leben umfangen hielt, mußte der erste Lichtstrahl wie ein großes Naturereigniß empfunden und nach deutscher Sitte durch vermehrte Libationen gefeiert werden. Die faule Zeit des Winters war ja vorbei, wo es nichts zu jagen gab, und mit der Sonne begann wieder das fröhliche Handwerk der Jagd und des Krieges. Frühzeitig zog auch hier die Geistlichkeit gegen die Ausartungen dieser Sonnwendfeier und die „Unflätereien (spurculia) des Faschings“ als heidnischen Aberglaubens zu Felde (Concil zu Liftinae 743), ohne sie ausrotten zu können.

Wie mußten sie erst gedeihen in der unbändigen Zeit des XVI. Jahrhunderts, in den von Reichthum und derber Lebenslust strotzenden deutschen Reichsstädten. Auch hier eine Zeit der Sonnenwende, wo der alte finstere Wahn der Scholastik, das Faule und Morsche in Staat und Kirche, wie alter Winterschnee vor dem jungen neuen Licht des Humanismus und der Renaissance weichen muß; Altes und Neues dicht nebeneinander, Unrath und Schmutz bei neuen lebensfrischen Keimen.

Sturm und Drang wie Frühlingsstürme brausend in den jungen gährenden Köpfen der neuen Männer, Reform auf allen Gebieten, Reform an Haupt und Gliedern, der Kampfschrei eines idealen Deutschlands. Hier der Bürger, ein dicker Pfeffersack und Kapitalist, dort der junge Gelehrte, arm, aber von faustisch-titanischem Drang nach einer neuen Zeit erfüllt und scharfen Aug's Umschau haltend auf allen Gebieten des geistigen Lebens. Grobianismus, Protzenthum, breitspurige, strotzende Dummheit spreizt sich neben feinster geistiger Blüte und höchstem geistigen Streben. Kein lendenlahmer, traumhafter Idealismus, sondern scharf, bestimmt, fest zugreifend, mannhaft, kühn und vor allem derb dreinschlagend, wo es heilige Güter zu vertheidigen gab. In der Baukunst der Rundbogenstyl mit schlanker Gothik vereint. In der Literatur ernster Sang der Meisterschulen nach Regel und Tabulatur, goldheller Klang des Volksliedes auf der Landstraße und in der Methstube; die Satyre wandelt offen über die Gassen, von Haus zu Haus, von Familie zu Familie. Die soziale Lage der Zeit, der Gegensatz zwischen Arm und Reich, die Ausbeutnng des Talentes durch die schmarotzende Dummheit Erbgesessener oder einer Clique, häufte reichen Zündstoff in den Gemüthern der Besten. Er machte sich Luft in Fastnachtspielen, Flugschriften, Facetien 2c. Die Wahrheit nahm die Maske vor und hüllte sich in's Narrengewand. Bitterböser Grimm und kochende Lust loszuschlagen, Empörung, edelste Herzen und feinste Geister bergen sich hinter erborgtem literarischem Gewande und Gaukelspiel. Blos die Humanisten schreiten verächtlich hinweg über diesen grausigen Wust hämischer Dummheit und die schamlosesten Lästerungen gellen ihnen auf den Gassen und von der Hausflur des Bürgers nach.

Was die Zeit an frischen, neuen, lebenskräftigen Ideen hatte, Lachen und Weinen, Spott und Wuth, der Jammer der Zeit, das

Herz des Volkes offenbart sich in diesen Spielen. Zustände des Reiches, Soziales, der Clerus, das Raubritterthum, der Bürger- und Bauernstand, der Uebermuth kleiner Reichsfürsten, Familienleben, die sich gegenseitig in die Hände arbeitende Clique bekommen hier ihre literarischen Geißelhiebe. — —

Die alte Sonnwendfeier der Germanen ist im XVI. Jahrhundert zu einer Sonnenwende der Geister geworden. Ein neues Ideal geht wie die junge Frühlingssonne über Wolken, Sturm, Hagel und Schneetreiben siegreich auf in den Menschenherzen; das Narrengewand wird abgeworfen, wenn das Bedürfnis einer neuen Weltordnung in allen Geistern zum Bewußtsein gelangt ist.

* *

*

Altegerer Fastnachtspiele aus dem XVI. Jahrhundert sind uns nur dem Namen nach erhalten; die Darsteller sind die Zünfte der Stadt: Goldschmiedgesellen, Tuchmacherknappen, Müllergesellen, aber auch die Schulmeister und Schüler der lateinischen Stadtschule. Die Bühne ist der Marktplatz. Das Repertoire ist durchweg weltlichen Inhalts: lustige Schwänke, Possen, etwas derb gehalten, vielleicht auch mit leichter Satire auf die Zeitverhältnisse. Ein festlicher Aufzug eröffnet gewöhnlich, dann folgt das Spiel selbst, (z. B. „das spil vom scheff", oder „das spil mit den swerten"), den Schluß bildet eine Schmauserei, oder ein Ehrentanz im Rathhaussaal.

Zu den Fastnachtsspielen treten dann geistliche Spiele zu Ostern, Frohnleichnam, Pfingsten und Weihnacht. Auch hier schon ein feststehender Brauch. Aehnlich wie im Nürnberger resp. Hans Sachs'schen Fastnachtsspiel ziehen junge Männer durch die Stadt, voran ein Führer (praecursor, Herold, Ehrenhold), der die Hausgesellschaft zum Schauspiel lädt. Nun strömt das Volk aus den Gassen und Häusern dem Marktplatz zu. Eine hohe Bretterbude ist hier aufgethan, um die sich eine tosende Menge drängt. Ruhe tritt ein. Vom Brettgerüste der Bühne her tönt die helle Stimme des Präkursor's und begrüßt das lauschende Volk:

Nun hört, ir herren allgemein
Beide groß und auch klein

Wir wellen hie ein gedechtnüß machen
die geht zu von göttlichen sachen.
— — — — — — — —
Setzt euch nider und schweiget still
das ist ganz unser wil,
secht die figur mit fleiße an
daß davon gepessert werdt frau und man.

Dann beginnt das Spiel, oft tagelang dauernd und in verschiedenen Abtheilungen die Leidensgeschichte des Herrn oder Szenen aus dem Testament darstellend (vergl. das Egerer Frohnleichnamsspiel*). Komische Zwischenspiele mit Ausfällen auf die Zeit fehlen auch hier nicht. Die Ausstattung ist nicht besonders luxuriös, doch gab es schon eigene Kostüme. (So verzeichnen die Stadtlisten unter Anderem: „dem hutel sneyder 2 groschen von Adams und Evas rock zu pessern“.) In's XVI. Jahrhundert gehören dann noch folgende Stücke (nach Kriegelstein's Chronik): „von der hoffart“ (1519), „das spiel vom verlorenen Sohn“ (1537), „Susanna und Judith (1538), Jacob und seine Söhne“ (1543), „das spiel Oswaldi“ (1545), „die historia vom propheten“ (1549), die Komödie „der reiche Mann“ (1550), „Erinutz“ (1551), „Ritter Galieni“ (1557), „raballas“ (1560), „der spielman, wie er unter die Mörder gefallen“ (1574), „das gespiel von der Rebecca“ (1585), die Komödie „Andreas, der ungarische König, mit seinem getreuen Stadthalter Bancbano“ (1629) u. s. f.).

Als Ludien- (spiel-) Direktor wird genannt: Johann Goldhammer, als Schauspieldichter Balthasar Bruschius und Daniel Betulius. Diese weltlichen und geistlichen Spiele sind nicht zu unterschätzen. Getreu dem Muster der griechischen Schauspiele waren sie zugleich echte Volksfeste, zu denen der ganze Gau zusammenströmte.

Im XVII. Jahrhundert verschwinden sie. Die Zeit ist eine andere geworden. Aus dem Volke, aus den Kreisen der Stadtzünfte, aus dem freien Leben geh'n sie über in die dumpfen Räume der lateinischen Stadtschule. Das satirische und geistliche Element schwindet ganz, unter der Leitung der Jesuiten nehmen sie gelehrte, oft barrocke Züge an. Den Anlaß gaben Besuche hoher oder höchster Persönlichkeiten. Die Handlung ist zwar noch religiös

---

*) Herausgegeben von Milchsack 1882; Original im Germ. Mus. in Nürnberg.

angehaucht, aber Mythologie, Allegorie und Symbolik überwiegt. Die Sprache ist lateinisch und deutsch. Die Kunde von diesen Jesuitenspielen ist uns erhalten durch Programme, eine Art Theaterzettel, auf dem ein Summarium des Stücks angegeben ist, sammt Titel und Angabe der Spieler.

Das Repertoire für das XVII. Jahrhundert lautet also beiläufig: „Apollo im Chore der Musen erquickt den Kriegsgott Aeneas“, „der christlich-sinische Aeneas“ (1716), „Faustus, ein adeliger Engelländer“ (1739), „Charindus, des wider ihn von seinen Mißgönnern geschmiedeten Unglücks der allermildeste Rächer“ (1752), „der mit Gifft erloschene blutdurst Dyonisii, Wüterichs von Sizilien“ (1755) u. s. f.

Als im Jahre 1768 diese Egerer Jesuitenspiele verboten wurden, begann eine lange Wanderepoche des Schauspiels in Eger. Einzelne Säle im Rathhaus, in Bürgerhäusern wurden zu Vorstellungen benützt, so der alte Türkenkopf, der heutige Schwurgerichtssaal, der früher zu Redouten und heitern Festen diente. 1851 spielte man noch im alten Festungsthor vor dem Oberthore. Erst 1874 erstand auf den alten ausgeschütteten Stadtgräben inmitten von Anlagen und Villen das heutige Stadttheater und damit eine feste Stätte für die Kunst. —

Vor Jahren übernahm ich einmal das kritische Referat für eine Theatersaison. Es war wenig Erfreuliches zu berichten.

Man denke sich die übermüthige Operette, das ausgelassene Kind der Großstadt in der Provinz. Ueppig, verwöhnt, voll Laune und Temperament, sprühend, verwegen; dann wieder possenhaft, übermüthig, ein enfant terrible für steifleinene Amtspersonen, protzenhafte Dummheit, steifnackige Philisterei; ein lachender Hohn auf das Jahrhundert, die Gesellschaft, ihre Verlogenheit und Abscheulichkeit, eine getanzte Verachtung eine Karrikatur, eine Fratze. Dann wieder elegisch, träumerisch, sich selbst bespiegelnd, den Schmerz belauernd. Sie liebt Romantik des Lebens. Ihr Lokal ist die ganze Welt, die Großstädte und das Hochgebirge.

Sie kleidet sich in das Kostüm aller Zeiten, aller Höfe und jede Tracht kleidet sie gut. Und es gefällt ihr, wenn sie hübsch ist. Dann sprüht sie vor Leben, dann athmet sie vor Lust. Ueppig dreht sie den schönen Leib unter den geilen Klangeffekten einer verführerischen Musik. Mit grellen Feuerblicken streift sie lächelnd über die bieder staunende Menge des Provinztheaters, wo gute Bürger, satte Ehemänner, Meister der Zünfte, Hand-

werker und Beamte, Gouvernanten und sittsame Töchter vereint sind. Und während sie aller Welt den Fuß auf den Nacken setzt, hohnlachend den ersten besten frischen Jungen aus dem Volk nimmt, fröhlich vortritt und den Becher schwingend Leben und Liebe preist, fühlt sie sich im lächelnden Verüben sozialer Revolutionen, in der Verachtung der sogenannten guten Gesellschaft, als echteste Tochter der Gegenwart, souverän, modern, sozial, tentenziös vom Wirbel bis zur Zehe. — Wer verstand sie in der Provinz? Ich hatte Mühe, ihr schlüpfriges Wesen in kleinen Momentbildern festzuhalten, ihre Natur physilogisch zu erklären und schließlich über allerlei Schwächen und Ausartungen ihres weiblichen Temperaments einen literar-historischen Theatermantel zu breiten.*)

Das Schauspiel ging größtentheils verloren. Jedes Heldenthum scheiterte an dem großäugigen Pflegma des Publikums, das man mit ganz andren Mitteln bearbeiten muß, als durch das frostige Pathos fünffüßiger Jamben. Das Lustspiel war flach und arbeitete mit alten Effekten: schablonenmäßig abgehaspelte Intrigue, mäßig angebrachte Verwirrungen, die man im ersten Akt schon herauswittert und dem obligaten Wiederfinden am Schluß — oder es zehrt von der Virtuosität französischer Mache und abgelauschten Geheimnissen französischer Technik. Wer aber bewundert raffinirt entworfene, ästhetische Kunstbauten, wer ergötzt sich an der gemachten Feinheit des Dialogs, wer verstand das Angedeutete, Halbausgesprochene? Wer hat überhaupt künstlerischen Geschmack oder gar ein Urtheil in der Provinz?

Es blieb noch die Posse und der Schwank. Da war das geistige Niveau zwischen Bühne und Publikum plötzlich erreicht. Die blödesten Dinge, das albernste Wortspiel, die cynischen Witze,

*) Um jedem Mißverständnisse vorzubeugen, sei erwähnt, daß hier die Operette nur als kulturhistorische Spezialität betrachtet wurde. Ueber die mehr oder mindere Echtheit des Textes oder der musikalischen Komposition einzelner Operetten oder gar des pekuniären Erfolges hier zu entscheiden, lehne ich entschieden ab. Uebrigens scheint es, daß die neuesten Operetten sich bestreben, sich literarisch und musikalisch auf ein höheres und ernsteres Niveau zu stellen. All' das läppische Zeug, meist von Paris und Offenbach noch herstammend, schwindet; die moderne französische und englische Operette zeigt ganz neue Züge; ebenso die Wiener. Eine unser modernes Theaterleben so stark beeinflußende Richtung läßt sich eben einfach nicht „todtschlagen“, wie viele Gegner derselben wollen, aber sie läßt sich sehr zu ihrem Vortheil verbessern.

die roheste Zote brachten ein unheimliches, verständnisvollstes Eingehen und merkwürdigste Belebung des sonst so stieren Publikums.

Ich wußte genug. Der feinste Gradmesser für die Intelligenz eines Publikums bleibt das Theater. Hier war trotz dreizehnjähriger Arbeit noch immer kein Publikum von Geschmack geschaffen worden. Der moralische Werth des Theaters ist wie überall gleich Null. Die Bühne, zumeist abhängig von der Willkür und Laune derer, die „das Geld dazu hergegeben hatten". Die Kunst erniedrigt zu einem blöden Nutzvieh, das den gewöhnlich arg verfahrenen Karren der Gesellschaft pekuniär „ziehen" sollte. Das Ganze ein Gewerbe, wo jeder sein Theil herausschlagen will und keiner recht auf die Kosten kommt. Schließlich eine Hetze, eine Abscheulichkeit.

Ich kam zu folgendem Schluße. Das moderne Theaterwesen bedarf nothwendig einer Reformation, eines idealeren Aufschwungs, neuer belebenderer Kräfte, einer Verbesserung an Haupt und Gliedern. Zuvor aber jage man mit scharfen Geißelhieben hinaus die Wechsler-Buden, die feilen Kunstschmierer und die modernen Kunstsklavenhändler. Man schaffe ein neues Volksschauspiel für die breiten Massen des Volkes, greife zurück in die Zeit des XVI. Jahrhunderts, zu den Fastnachts- und Zwischenspielen. Eine ideale Volksbühne erstehe, wie sie Rich. Wagner gedacht und theilweise geschaffen. Das edle, vaterländische Schauspiel, der weihevolle Ernst echter Kunst, die feierlich gehobene Stimmung verkläre das der schweren Tagesarbeit entronnene Volk. Edle Gestalten, ein frohes Lied, echter deutscher Humor, ein frisch männlich Wort, kühn und frei herausgesagt, werfe seinen Lichtschein über ganze Wochen der Arbeit. Wie zum antiken Festspiel, zur dreigetheilten Bretterbühne des Mittelalters wallfahre auch heute die Bevölkerung eines Gaues oder ganze Stämme zur idealen Kunststätte, um hier getröstet, erhoben und erschüttert den Kampf des Lebens muthiger führen zu können. Nur auf dieser Grundlage kann ein neuer frischer Zug in das moderne Theaterleben kommen. Aber freilich, diese Sonnenwende wird trotz vereinzelter Anregungen*) wohl noch lange nicht eintreten?

---

*) Das Wiener Volkstheater, der „Meistertrunk" in Rothenburg a. d. T. die Passionsspiele in Oberammergau und Brixlegg, Heerig's Lutherfestspiele in Jena, Worms 2c. sind nebst einer schon ziemlich reichen Literatur hierher zu rechnen

XV.

Das Leben der Landschaft.

Wieder ist es Frühling geworden. Im Egerthale ist die letzte Eisscholle den Fluß hinabgetrieben, die Weiden und Pappeln blüh'n, und die ersten Kähne ziehen die Wogen hinauf. Auf ferner Waldhöhe, von dem knorrigen Astwerk einer Kiefer, oder dem zottigen Aesten einer Fichte überragt, schaut man nieder auf den Gau der Heimat. Charfreitagszauber schwebt über der Flur, starres Leben lauscht in den Bäumen, es rieselt und rauscht noch von den Waldhöhen, sickert durch die Wiesen und schleicht zwischen den Furchen der Aecker hin. Ein geheimnisvolles Ahnen neuen Werdens, neuen Lebens ist erwacht. Lauschend reckt sich das Gezwerg am Kamerbühl, die Wasserweibeln lehnen sich hold um die Waldquelle und schauen im süßen Staunen auf. Violette Dunstmassen wogen und wallen in der Ferne über den Randgebirgen und weiße Wolken ziehen seelig zu Häupten. Von neuem beginnt der Zauber des Lichts, die Allgewalt der Sonne. Unter ihrem Scheine sahen wir die Landschaft historisch vor uns entstehen. Eine Urweltlandschaft enttauchte dem All, mit brausendem, elementaren Leben, flammengeröthet von vulkanischer Gluth; dann nebelfeuchtes Pfahlbauleben am schilfigen See, der Fluth enttauchende Menschenleiber, dem Einbaum nachstrebend, der durch's Geröhricht treibt, während der Rauch des Pfahlhüttendorfes über den See zieht; — einsames Leben im Urwald. Waldeszauber umher, Krachen der Stämme von Rodern und Reutern, prasselnde Lohe, Siedlung in Blockhäusern und Holzhütten. Von Mönchen und fränkischen Kolonisten erstehen Klöster und Siedlungen. Schlösser ragen auf; um den Burgthurm bilden sich Dörfer, oder eine Stadt. Der Zauber der Bürgerstadt des Mittelalters steigt auf mit Dom und Rathhaus, Thoren und Mauern, dem Dunst und Dampf bürgerlicher Gewerbe. Auf moorigem Grund, auf verkohlten Urwäldern, quellendurchsprudelt, erstand eine moderne Badestadt. —

Das Land war die Erzieherin des Menschen. An die Erdscholle, der der Mensch entnommen und zu der er zurückkehrt, klammert sich auch sein Leben, sein Werden, sein Wachsen, seine Entwicklung, seine Größe, der ganze Kreislauf des Daseins. Es schreckte den fremden Ankömmling durch tannendüstre Wälder, es reizte seine ganzen Kräfte auf, seinen Muth, seine Klugheit, seine Tapferkeit zum Bestehen aller Schrecken. Niemand gewann es ohne Kampf. Es gab ihm, einmal erobert, alles, was es an Schätzen barg, als köstliches, immer neues Erbe: fette Ackerschollen, sprudelnde Quellen, fruchtbare Weide und damit Reichthum und Lebenslust. Wir lernten die ganze Entwicklung des Menschen in diesem Gau kennen: dörfliches Leben, den Bauernhof, Spiele und Feste, ländliche Arbeit. Dann die Bürgerstadt. Das Leben einer mittelalterlichen Generation, Baudenkmäler, alte Spiele und Feste, Gewerbe und Handwerk. Auf Burgen und Schlössern hielten wir Einkehr, wir betraten die moderne Badestadt mit ihren großstädtischen Lebensformen.

Zu der historischen und physiologischen Entwicklungsgeschichte des Gaus kam dann das künstlerische Betrachten, das landschaftliche Auge, der Zauber der Natur, die wunderbaren Effekte des Lichtes, die wechselnde Farbenharmonie während der Jahreszeiten.

Die Sonne steigt wieder auf und unter ihrem Scheine regt sich neues Leben und Werden. Nach dem Brausen des weichenden Schnees, dem Krachen des Eisgangs erscheint fahlgelbe Vorfrühlingslandschaft. Schüchternes Aufgrünen des Landes; die Knospenzeit mit ihrer herben Keuschheit und Frische; die zarten Nuancen, welche blühende Apfelbäume in den düstern, schwermüthigen Charakter der Fichtenwälder bringen. Dann die satten Farben des Hochsommers mit dem überwiegenden Gelb und Braun der Weizen- und Kornfelder.

Der Herbst mit seinen müden, gebrochenen Lichttönen, dem metallischen Grün der Kraut- und Kartoffelfelder, den über den Wäldern brütenden staubgrauen Dünsten. Endlich der funkelnde Reiz der Winterlandschaft — eine unendliche Fülle von Farbentönen, alle eingefaßt und kräftig abgehoben von dem sammtblauen Gürtel der Wälder.

Der Wald bildet den Grundton in diesem bezaubernden Wechsel der Farben. Hier zieht er zu langen Rotten gesammelt hin, dort

stürzt er in düsteren Massen den Berg hinab, um seine Wurzeln im Fluß zu netzen, dann wieder steht er wie erstarrt in düsterem Brüten. Kleine Wäldchen sind oft wie Inseln im gerodeten Land zerstreut und mitten im Wiesengrund strecken knorrige Kiefern ihre Aeste nach den Brüdern. Nur die Randgebirge hält er in starren Massen besetzt, aber auch hier glänzen an hellen Tagen sonnig braune Triften und Waldhaue herein mit blitzenden Gehöften und Dorfsiedlungen. Ja, der Wald gehört zum Landschaftsbilde des heimathlichen Gaus, sein feierliches Schweigen, sein düsterer Reiz. Herrlich wandelt es sich unter seinen sonnig durchleuchtenden Stämmen, seinen wiegenden Wipfeln, seinen zottigen, steifen Tannenarmen. Würzig und frisch sind seine einsamen Waldwiesen, köstlich murmelt der verschwiegene Waldquell von Farnen und Schachtelhalmen umgrünt.

Da zwischen liegen unregelmäßig zerstreut die alten Frankenhöfe. Weiße Wände blitzen auf, rothe Dächer. Gastlich steigt der blaue Rauch in die Luft. An den Flußwiesen weidet der stattliche rothbraune Schlag der Heerde, der Hütbub singt sein Lied, und die friedliche Arbeit des Pflügers spottet der düstern schwarzen Feudalthürme, die vereinzelt noch wie alte trübe Gedanken über dem Land stehen.

Und dort, wo die Eger zwischen röthlich braunen Felsen aus der waldigen Thalschlucht bricht, steht auch die alte Stadt, in Rauchqualm versunken, der aus unzähligen Schlöten aufsteigt. Träg und langsam ringt sie sich nach dem Lichte. Die rothen Schanzen und Basteien, die gegen das Thal hinaus trutzen, werden sichtbar. Der alte schwarze Thurm steigt auf in trüber Pracht, kräftig sich abhebend von dem ersten Grün der Bäume und der scheu sich duckenden Häusermasse der Umgebung. Hell glänzen die vergoldeten Thurmkreuze von St. Niclas auf, die spitze Nadel des Franziskanerthurmes, die hohen, übereinander sich schiebenden Ziegeldächer des Marktplatzes, die aufleuchtenden Zifferblätter der Rathhausuhr. Aus der Neustadt werden die hohen Fabrikschlöte sichtbar, deren Rauch kerzengerade in die Luft steigt, der Stundenschlag der Rathhausuhr dringt durch die stille Luft herauf; ich höre das Getöse der Arbeit. Ein scheues, gedrücktes Stadtbild lärmt es in der Tiefe, krämerhaft schmutzig und niedrig wie das Leben in der alten Bürgerstadt und doch wieder so hoch und ragend mit

seinen Thürmen, als hätte es auch mit Theil gehabt an dem freien Sturmdrang jener Zeit, wie er durch die Schriftwerke der Humanisten geht.

Drüben aber, halbversteckt vom Kamerbühl, lächelt grüßend die heitere Schwesterstadt herüber, die Hüterin heimischer Quellen, die moderne Kurstadt auf verkohlten Urwäldern gebaut. Schon sind die ersten Gäste angekommen, es grünt und sproßt im Park und neues Leben regt sich in den Gassen der Badestadt. Die ewig junge Franzensbaderin reibt sich wieder das verdrießliche Winterelend aus den Augen und lächelt erwartungsvoll der neuen Saison entgegen. — —

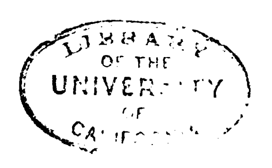
Eins fehlt noch in diesem Landschaftsbilde des Egerlandes: die Wolken. Ueber den düstern, schwermüthigen Reiz der Fichtenwälder, das geheimnisvolle Schweigen des Landes, die freundlich aufblitzenden Dörfer und Gehöfte, die blauen Teiche, die wechselnden Farben der Felder und Fluren, über die verrußten Häuser der Altstadt breiten sie ihr geheimnisvolles, gespenstiges, brausendes Weben und Walten. Welche Abwechslung vom schweren blau-schwarzen Massengewölk, das der Frühlingssturm zerjagt, den weißen, glänzenden, feenhaften Wolkengebilden des Hochsommers, der röthlich fahlen Gewitterwolke, dem grauen Hagelgewölk, bis zum feinen, seidenweichen Silbergespinnst des Herbstes und dem eintönigen Grau der Schneewolke. Lebenden Wesen gleich in der Mythologie und Phantasie des Volkes erschaffen, schreiten sie am Himmel hin, wandelnde Schatten über die Landschaft werfend. Bald majestätisch, bald zerrissen in mächtige, schaurige Abgründe, bald in flüchtigen Heerden, gejagt vom Sturm, bald duftig hell, bezaubernd, kokett, bald wie seelige Wesen, denen man träumerisch nachsinnt, dann wieder in starren Massen mit Blitz und Donner über die Landschaft rauschend.

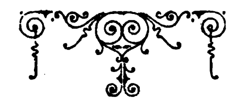
Licht, Luft, Farbe, Wolken — sind die Elemente, die das Leben der Landschaft ausmachen. Von ihnen hängt die Poesie, der Zauber, der ewig junge Reiz derselben ab.

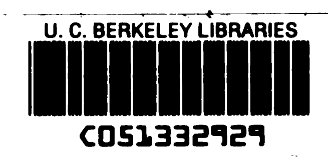
Und seit Jahrtausenden immer dasselbe Naturschauspiel: Alljährlich blüht der Gau aus erdiger Starrheit auf im jungen Schein der Frühlingssonne, reift heran im Hochsommer und ist monatelang von Eis und Schnee umfangen. Aus einem düstern, sumpfigen Waldland entstand so im Laufe der Jahrhunderte ein fruchtbares

Ackerland. Das erste Geschlecht, das einst scharfen Augs von ferner Berghöh' die neue Heimath zu Füßen musterte, siedelt heute in Sippen auf den alten Frankenhöfen oder haust schon behäbig in den finstern Häusern der Stadt. Generationen von Menschen sind hier herangeblüht, reiften und starben ab.

Wir mögen noch so modern uns geberden, der Hauch der Vergangenheit umgibt uns auf Schritt und Tritt und der Moderduft des vergangenen Lebens dringt in die lebendigen Freuden der Gegenwart.






U. C. BERKELEY LIBRARIES
C051332929


DB199
John J6
186071

